



Aus

Fritz Reuters Leben

von

Dr. Ernst Brandes,
Oberlehrer.

Wissenschaftliche Beilage zu den Schulnachrichten
Ostern 1899.

Strasburg.
Buchdruckerei von A. Fuhrich.
1899.

Strasburg Wpr. Progr. No. 40.





Die letzten Jahre haben uns wieder ein halbes Dutzend Reuterbücher und damit eine Fülle von neuen Nachrichten über den größten plattdeutschen Prosaiker gebracht, die manche bisher weniger bekannten Zeiträume in seinem Leben aufhellen, andere Perioden schärfer und greller beleuchten; die uns die wichtigsten Personen seiner Kinderzeit und seiner späteren Jahre vor Augen führen und deren besondern Wert namentlich für Reuters Dichterthätigkeit mit sorglicher, fast übertriebener Ausführlichkeit vergegenwärtigen; die in willkommenen Neudrucken kaum noch Zugängliches wieder nutzbar machen und zumeist aus Reuters Schriften selber ein nicht gerade neues, aber doch lesbares und ziemlich volkstümliches Bild entwerfen. Ich meine folgende Werke: K. Th. Gädertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen, Wismar, Hinstorff, Erste Folge 1896, Zweite Folge 1897; Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater, herausgegeben von Dr. Franz Engel, Braunschweig, Westermann (2 Bände, in zweiter Auflage — 1898 — mit einem Bildnis Reuters ausgestattet); Gustav Raatz, Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken, Wismar, Hinstorff, 1895; Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern, redigiert von Fritz Reuter (Geschichten und Anekdoten), herausgegeben von Dr. A. Römer, Berlin, Mayer und Müller, 1897 und Dr. A. Römer, Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen, ebenda, 1897.*)

*) Erst nach Beendigung dieser ganzen Arbeit gelangte das Buch Paul Warnckes, Fritz Reuter, Woans hei levt un schrewen hett (Leipzig, Voigtländer 1899) in meine Hände. Es giebt eine sehr anziehende Darstellung von Reuters Leben auf grund der neuesten Quellen. Nur das Ästhetische und Litterargeschichtliche ist nicht immer genügend berücksichtigt, was zum Teil seinen Grund in der vom Verfasser angewandten plattdeutschen Sprache haben mag, die sich für feinere Auseinandersetzungen

Alle diese Bücher gewähren, zumal bei entsprechender Berücksichtigung der älteren Reuterlitteratur, die Möglichkeit, Reuters Lebens- und Entwicklungsgang jetzt in größerer Vollständigkeit und oft auch in anderer Beleuchtung zu schildern. Dies soll — wenigstens für mehrere Abschnitte — in einer Reihe von Aufsätzen geschehen, denen größtenteils die noch lange nicht genug beachteten Briefe an seinen Vater zugrunde gelegt worden sind. Freilich sind diese, ähnlich manchem andern, nicht gerade sehr erwecklicher Natur, wie denn überhaupt in Reuters äußerem Lebensgang sein periodisches Trinken eine leider nur zu große Rolle spielt. Da hilft kein ästhetisches oder schonendes Vertuschen, kein zimperliches Darüberhinweggehen und Verschweigen, wie es neuerdings wieder beliebt wird: wer Reuters Person in ihrer menschlichen und dichterischen Eigenart verstehen will, muß gerade diesen häßlichen Punkt scharf im Auge behalten. Aus ihm begreift sich erst die ganze gewaltige, ja riesenhafte und fast unerschöpfliche Kraft des niederdeutschen Dichters, dessen Leben und Schicksal schließlich etwas märchenhaftes bekommt. Er ist zunächst lange Zeit der verlorene Sohn, den sein eigener Vater und die menschliche Gesellschaft aufgeben haben, nur einige wenige ausgenommen. Aber auch diese ahnen kaum, was für ein reicher Schatz in dem Bemitleideten verborgen liegt. Erst die Not und die Liebe entzaubern den, und nun offenbart sich Jahr für Jahr immer überraschender seine Größe, je öfter der Dichter in seine Tiefen hinabsteigt. Auch das äußere Glück stellt sich jetzt bei ihm ein, angelockt durch jenen innern Reichtum, und überhäuft ihn mit den Gütern dieser Erde in einem Maße, wie es auch großen Glücksgünstlingen nur selten zu teil wird.

I.

Stavenhagen.

Fritz Reuter (geb. 7. November 1810) hat keine eigentlichen Lebenserinnerungen hinterlassen, wie sie in

eben nicht eignet. Übrigens ist der mecklenburgische Dialekt ausgezeichnet gehandhabt; indessen dürften weniger Geübte öfters die erklärenden Anmerkungen vermissen, durch die sie in Reuters Werken selbst über Gebühr verwöhnt worden sind.

neuester Zeit wieder von einer größeren Anzahl Dichter an ihrem Lebensabend geschrieben worden sind: dazu hätte ihm in seinen letzten Jahren auch die Kraft gefehlt. Trotzdem sind wir über seinen Lebenslauf durch ihn selber im allgemeinen weit besser unterrichtet als bei den meisten modernen Schriftstellern, weil Reuter ein durchaus subjektiver Dichter war, der fast überall von sich und seiner Sphäre ausging. Dies zeigt im höchsten künstlerischen Maße seine Franzosentid, in der man bei genauerem Zusehen eine poetische Erweiterung und künstlerische Potenzierung des schon früher geschriebenen kleinern, aber wichtigsten Teiles von Meiner Vaterstadt Stavenhagen erkennen wird. Das ist seine Welt, das heißt seine Welt bis weit ins Mannesalter hinein.

Die kleine mecklenburgische Stadt, die damals nur 1200 Einwohner hatte und auch heute kaum mehr als 3200 zählt, wird sich von ihresgleichen schwerlich sehr unterschieden haben, denn ähnliche Sehenswürdigkeiten, wie sie Reuter aus seiner Erinnerung beschreibt, hat so ziemlich jedes Städtchen. Viel wesentlicher ist es, daß die kleinen und nach den Freiheitskriegen noch enger gewordenen Verhältnisse zusammen mit der Weltabgeschiedenheit Stavenhagens ein reges und originelles Innenleben in der bescheidenen Landstadt entwickelten und dem Dichter außer einem ganz eigenartigen Kinderparadies auch ein festes Jugend- und Lebenszentrum schufen, dessen Wichtigkeit einleuchten dürfte, wenn man sich das Umherziehen moderner Beamtenfamilien vergegenwärtigt.

An der Spitze des kleinen Gemeinwesens stand bekanntlich Fritz Reuters eigener Vater (geb. am 26. Juli 1776 zu Dehmen als Pastorensohn), eine Persönlichkeit, deren Charakterbild in der Beurteilung der verschiedenen Biographen trotz unserer verhältnismäßig guten Nachrichten noch immer schwankt. Jedenfalls war der alte Bürgermeister ein energischer, klarer und tüchtiger Mann, der nicht nur mit peinlicher Ordnungsliebe und bedeutender Umsicht Stavenhagen fast 37 Jahre lang ziemlich selbstherrlich verwaltete, sondern auch seine eigenen Interessen durch Betrieb einer sehr ausgedehnten Acker- und Viehwirtschaft und durch die Anlage einer bald emporblühenden Brauerei zu fördern

verstand. Bei so vorwiegend praktischem und nüchternem Sinn scheint er aber mehr die Achtung als die Liebe seiner Bürger besessen zu haben, denen außerdem die zuträgerhafte Stellung des aus der Franzosentid bekannten Stadtdieners Luth zu seinem Vorgesetzten nicht behagt haben soll. Hier stehen sich allerdings des Dichters eigene Ansicht, die er übrigens auch mehrfach zum Urteil des Amtshauptmanns Weber macht, und die Angaben von Raatz (S. 55 und 87) ziemlich unvermittelt gegenüber, und es will uns fast bedünken, als ob letzterer sich zu sehr von Mitteilungen besonders Fritz Rischens (der in Reuters Werken hier und da als kleine Nebenperson unter dem Namen Kitte = Glaser Risch auftritt) abhängig gemacht hat. Sicher ist auch Luth eine in ihrer Art tüchtige und eindrucksvolle Persönlichkeit gewesen, sonst würde sie der Dichter kaum so verwandt haben.

Eigenartig muß auch die Stellung des Bürgermeisters Reuter zu und in seiner Familie gewesen sein, deswegen schon weil ein vor seiner Verheiratung geborenes Kind (Lisette, geb. 1808) im Hause aufwuchs und während seiner Ehe ihm noch ein zweites uneheliches Kind geboren wurde (Sophie, geb. 1814*). Doch auch für diese sorgte die Mutter unseres Dichters, welche nach der Geburt eines zweiten, frühverstorbenen Knaben**) gelähmt war, trotz ihres elenden Zustandes ganz unermüdlich; sie muß nach allen Nachrichten, die wir von ihr haben, eine gottergebene Duldnerin gewesen sein und ihren Trost im Glauben und in frommen Erbauungsschriften gefunden haben. Dies Bild hat jetzt

*) Raatz S. 56.

**) Fritz Reuter erwähnt diesen in Schurr-Murr (Meine Vaterstadt Stavenhagen VI, 157): „Ich weiss die Stelle noch (auf dem Begräbnisplatz um die Kirche), wo ein jüngerer Bruder von mir liegt, ein Fussessteig läuft quer über den Raum, wo einst sein kleiner Grabhügel sich erhob.“ Falsch also Raatz: nach Fritzens Geburt. Der Kleine hatte übrigens erst verstorbenen, keineswegs unbedeutenden und immer klaren Forschers durchaus nicht die genügende Beachtung gefunden; sonst würde man nicht immer wieder der falschen Angabe begegnen, dass Reuters Mutter 1790 geboren sei. Latendorf hat S. 24—25 ganz überzeugend nachgewiesen, dass 1787 das richtige Geburtsjahr ist; auch der Monat Juli steht fest und nur der Tag schwankt (25—30te?).

Gädertz (Reutertage II, 1 ff) durch einige Mitteilungen aus ihren Aufzeichnungen noch vervollständigt. Besonders müssen wir aber die Veröffentlichung eines Briefes von August Reuter*) schätzen, den dieser am Sonnabend nach Pfingsten 1826 aus Stavenhagen nach Dömitz schrieb und in dem er seiner Mutter den Tod seiner Pflegemutter mitteilt. Aus diesem Briefe geht die innige Liebe klar hervor, mit der Frau Reuter jederzeit an ihrem Manne gehangen hat. Sie konnte verzeihen, und sie verzieh, weil sie ein tiefes Gemüt hatte, und das hat ihr Sohn als Grundlage seines ganzen Wesens von ihr geerbt. Aber auch vom Vater hat Fritz Reuter manches, so grundverschieden beide auf den ersten Blick erscheinen mögen und in ihrer Lebensführung auch immer gewesen sind. Zunächst verdankte er ihm sein Zeichentalent, dessen Hauptbedeutung allerdings darin liegt, daß es ihm Erleichterungen und Zerstreuung während der Festungszeit verschaffte. Es hat auch wohl seine Gabe, Menschen zu erfassen und ihre Besonderheiten mit raschem Blick zu erkennen, begünstigt und vervollkommt, vielleicht sogar mit ihr in innerm Zusammenhang gestanden. Aber ein eigentlicher Künstler ist Reuter nie gewesen und wäre es auch nie geworden, selbst wenn er sich nach seinem Besuch beim Hofmaler Lenthe in Ludwigslust (Festungstid, Kap. 26) nicht noch rechtzeitig besonnen hätte. Er war ein Gelegenheitsmaler, noch mehr als Goethe und Keller, mit denen ihn diese Anlagen und seine Berufszweifel verbinden. Weit stärker als das Zeichentalent ist nun aber beim Sohn die entschiedene Schriftstellerbegabung des Vaters zum Durchbruch gekommen, von der uns Gädertz (Reutertage II, 5—10) mehrere nicht unbedeutende Proben giebt. Sie sind dem Mecklenburg-Schwerinschen Kalender von 1825 und 1842 entnommen und beziehen sich — charakteristisch genug für den Bürgermeister Reuter — auf den Kümmelbau und die Runkelrübe. Allein die klare und sachliche Behandlung zeigt einen tüchtigen Volksschriftsteller etwa in der Art Heinrich Zschokkes, der damals (wohl

*) August und Ernst Reuter, Fritz Reuters Spielkameraden, waren die Söhne des ältesten Bruders des Bürgermeisters, der als Rektor zu Dömitz gestorben war (und zwar in Parchim 1814). An ihnen vergalt der Oheim, was einst ihr Vater an ihm nach seiner Verwaisung gutes gethan hatte.

in Anlehnung an Hebels Rheinischen Hausfreund) durch die hübschen, oft derben, aber immer echt volkstümlichen Aufsätze seines Schweizerboten weit über seine engere Heimat hinaus höchst anregend wirkte. Diese recht bedeutende nationalökonomische Thätigkeit Zschokkes ist mittlerweile über seinen frischen und anmutigen Novellen in weitem Kreisen längst vergessen worden; damals aber galt sie noch und nicht zum wenigsten im praktischen Lande Mecklenburg. Das beweisen auch die Aufsätze des Bürgermeisters Reuter. Sie zeigen aber noch mehr; sie zeigen — was wir bei diesem nüchternen Manne garnicht vermuten würden — öfter eine große Behaglichkeit der Darstellung und damit zusammenhängend hier und da sogar einigen Humor. Wir können jetzt also, soweit sich solche Rätsel der Art und des Ursprungs überhaupt lösen lassen, das Wesen Fritz Reuters aus dem tiefen Gemüt seiner Mutter und der klaren, praktischen Nüchternheit und der Produktivität seines Vaters begreifen. Klarheit und Tiefe, Strenges und Zartes haben sich mit einander gepaart, um einen vortrefflichen Klang zu geben.*)

Wenn trotzdem Vater und Mutter einen verhältnismäßig geringen Einfluß auf die Entwicklung ihres Sohnes gehabt haben, so lag das an dem frühen Tod der einen und an dem bei aller Verwandtschaftlichkeit schroffen Gegensatz des andern. Für die Eltern sind nun in Fritz Reuters Leben andere Personen und andere Erziehungsfaktoren eingetreten und zwar schon früh, obgleich ihre Wirkung sich eigentlich erst bei dem gereiften und dichtenden Manne zeigt. Es kann überhaupt nicht genug betont werden, wie langsam sich Fritz Reuter entwickelt hat, zu dem entwickelt hat, was er schließlich geworden ist. Die Art seines Stammes ist schon an und für sich

*) Bei dieser Beurteilung sind freilich nur die Eltern berücksichtigt, weil alle unsere Quellen über die Eigenart der Grossväter und Grossmütter usw. fast gar keinen Anschluss erteilen. Nur die beiden Grossmütter kennen wir ein wenig als sorgliche deutsche Hausfrauen, wie denn überhaupt alle Vorfahren Reuters nebst ihren Anverwandten tüchtige und kerngesunde Leute gewesen zu sein scheinen. Die Abstammung der ganzen Familie von vertriebenen Salzburger Protestanten ist als Überlieferung immerhin interessant und erweist sich vielleicht darin, dass zwei Generationen mit nur wenigen Ausnahmen den geistlichen Beruf ergriffen. So mag denn Fritz Reuter sein tiefes und im Grunde frommes Gemüt auch diesen verdanken.

keine rasche; dazu kommt bei unserm Dichter nun noch imbesondern, daß der Vater ihn durchaus in seine eigenen Bahnen lenken wollte und daß widrige Lebensschicksale den unklaren und immer schwankenden Jüngling noch weiter verwirrten.

Das kleine Stavenhagen war verhältnismäßig reich an originellen Persönlichkeiten, die sich dem Knaben tief eingepägt haben und dann später in der Franzosentid verwertet worden sind. Obenan steht Fritz Reuters Pate, der alte, ehrenfeste Amtshauptmann Weber*) und der urgemütliche, drollige Onkel Herse. Diese beiden ganz verschieden temperierten Männer geraten im zweiten Teil von Meiner Vaterstadt Stavenhagen dadurch kurze Zeit in eine Spannung, daß sich der alte Amtshauptmann über Herses Befähigung zum Ratsherrn ziemlich absprechend äußert, ohne zu ahnen, daß der andere ihn hören kann und hört. Die Art und Weise aber, wie der alte Herr — durch Übersendung eines fetten Kuhnshahns und Übertragung einer Auktion an den stets mehr ungewollt humoristischen Auktionator**)

*) Reuters Paten giebt Hermann Ebert (Fritz Reuter, sein Leben und seine Werke, Güstrow, Opitz) S. 16 f. nach dem Kirchenbuch folgendermassen an: Amtshauptmann Joachim Heinrich Weber, Pächter Otto Ludwig Roggenbau zu Scharpzw (in der Franzosentid mehrfach erwähnt als Roggenbom), Amtsmitarbeiter Johann Christian Koch und Postmeister Christian Friedrich Toll. Unser Dichter empfing demnach in der Taufe die Vornamen Heinrich Ludwig Christian Friedrich und hätte also seinen Rufnamen eigentlich dem Vorgänger des aus Reuters Werken bekannten Postkommissarius Stürmer zu verdanken. Wir wissen indessen aus Latendorfs Stammbaum der Familie Reuter, dass Reuters Grossvater, der selbst Jochim Friedrich hiess, allen seinen Söhnen bis auf einen den Namen Friedrich mitgab und zwar, wie die Überlieferung behauptet, aus Verehrung für den grossen König seines preussischen Geburtslandes, vor dessen Werbern er freilich selbst nach Mecklenburg flüchtete (Latendorf, Zur Erinnerung an Fritz Reuter, S. 14). Jedenfalls war der Taufname Friedrich im Reuter-geschlecht traditionell schon vom Urgrossvater her, der seinerseits Johann Friedrich hiess, und er blieb es auch noch bei vielen Mitgliedern der vierten Generation. Deswegen wird auch der Bürgermeister gerade diesen Taufnamen als Rufnamen seines Stammhalters gewählt haben. Seinem Sohn aber war es beschieden, den alten Reutervornamen berühmt zu machen, weil die ganze Kraft seines Geschlechtes in ihm zum geistigen Durchbruch kam.

**) Onkel Herse rechtfertigt dann das in ihn gesetzte Vertrauen auch glänzend dadurch, dass er die Auktion mit den Worten eröffnet: „Meine Herrn, sehen Sie hier! Diana, ein Fuchswallach mit vier weissen Hinterfüssen“. Wie Römer S. 8 dazu kommt, einen Fuchswallach mit vier Stuten daraus zu machen, ist nicht recht ersichtlich. Ähnliche Pointenmorde begeben ihm übrigens auch noch an anderen Stellen.

— sein Versehen wieder gut macht, ist für ihn und auch für Herse sehr charakteristisch. Auch in der Franzosentid müssen ihre Gegensätze natürlich zutage treten, und am schärfsten geschieht dies in der bekannten Geschichte vom Mahlkontrakt, auf dessen Verschreibung der krause Onkel seinen sehr bedenklichen und dann auch vom Müller Voss befolgten Rat gründet, während Weber später das verschriebene Wort einfach austreicht und durch das richtige ersetzen läßt.

Seine ganze Erscheinung und Persönlichkeit wird gleich auf der ersten Seite dem Leser geradezu meisterhaft vor Augen geführt, und da die Stelle in ähnlicher Weise klassisch genannt zu werden verdient wie die in Lessings Laokoon hervorgehobene Schilderung der Helena bei Homer, so mag sie hier trotz ihrer Länge auch angeführt werden, zumal sie nicht einmal bei Raatz gebührend gewürdigt ist (Römer übergeht in seinem Buch den Amtshauptmann Weber sogar bis auf eine kleine Anekdote S. 11 ganz mit Stillschweigen, ebenso wie Wilbrandt): „[Min ein Päd] — was en Kopp länger as de annern un kek äwer ehr 'rut as Saul äwer sine Bränder; dat was de oll Amtshauptmann Wewer un hedd en saubern blagen (blauen) Rock an un 'ne gellriche (gelbliche) Hos' un lange blankgewichste Stäweln, un was sin Gesicht ok von Pocken terreten (zerrissen), un hadd de Düwel (Teufel) ok sin Arwten (Erbsen) dorup döscht (gedroschen), dat hei utsach, as hadd hei mit dat Gesicht up en Ruhrstaul seten (gesessen); up sin breide Stirn stunn schrewen, un ut sin blagen Ogen kunnt Ji lesen: kein Minschenfurcht, woll äwer Gottesfurcht! Un hei was en Kirl up en Platz“. Auch sonst tritt Amtshauptmann Weber in den Läuschen un Rimels hervor, und seine Bedeutung für den kleinen Fritz darf in keiner Weise unterschätzt werden. Schon allein der Umstand, daß er ein ziemlich regelmäßiger Gast des Reuterschen Hauses zur Theestunde war, mußte seine eigenartige, geschlossene Persönlichkeit dem Knaben tief einprägen; hielt Weber doch neben dem Bürgermeister auch dessen Frau sehr hoch und verkehrte mit ihr durch seinen alten Tröster Mark Aurel sogar litterarisch.

Trotzdem hat der Ratsherr Herse noch bedeutender auf Fritz Reuter gewirkt und ist deshalb seiner komischen Art entsprechend auch die humoristische

Hauptperson der Franzosentid geworden, wo er durch seine liebenswürdigen Thorheiten — ähnlich wie der echte Schlingel Fritz Sahlmann — überall den Ernst der Zeit mildert. Bezeichnend für ihn ist nicht bloß seine krause Auffassung fast aller Verhältnisse, sondern auch sein übergroßes Amtsbewußtsein und sein Stolz auf die Ratsherrnwürde. Wie stark muß also sein Selbstgefühl verletzt sein, als ihm der Oberst von Toll erklärt, daß er aus Versehen nach Neubrandenburg mitgeschleppt worden sei? Dafür entschädigt ihn dann freilich der großartige Empfang in Stavenhagen und der Lorbeerkranz seiner Frau am Festabend. Sein phantastischer und völlig unjuristischer Rat in Sachen des Müllers Voss kostet ihn aber einige Zeit später den notarius publicus et immatriculatus; für den kleinen Reuter ist jedoch gerade diese merkwürdige Seite seines Wesens von der höchsten Bedeutung gewesen. Denn Onkel Herse verstand den Knaben anzuregen wie kein anderer, ja sogar dichterisch anzuregen. In dieser Beziehung verdient eine kleine Stelle aus Meiner Vaterstadt Stavenhagen herausgehoben zu werden, da sie außerdem die gänzliche Verschiedenheit des sogenannten Onkels von dem wirklichen Vater und seine Wesensähnlichkeit mit dem spätern Dichter scharf beleuchtet. Der kleine Fritz hat auf seine Frage, ob das Schloß in Stavenhagen (das bekanntlich vom alten Amtshauptmann bewohnt wurde) wirklich einmal eine Ritterburg gewesen sei, von seinem Vater die höchst objektive, aber für ein Kind nicht brauchbare Antwort erhalten: „Möglich, ja wahrscheinlich“. Da hilft nun Onkel Herse dem ziemlich ratlosen Knaben aus aller Not, indem er in ausführlicher Schilderung nicht bloß das Schloß mit allen seinen Einzelheiten, sondern auch das mitteraltliche Ritterleben vor dessen Augen erstehen läßt. Sein Zeichenunterricht muß ebenfalls recht anregend gewesen sein und hat hernach in der Festungszeit seine bestimmten Früchte getragen. Andererseits ist die phantastisch gemüthliche Auffassung des Vogel Lebens und besonders der Vogelstimmen, die Onkel Herse auf Waldgängen seinen jugendlichen Begleitern offenbarte, später grundlegend geworden für Hanne Nüte. Sehr hübsch ist es auch, wie er durch Diktierung eines äußerst unwahrscheinlichen, aber deswegen gerade auf die kindliche Einbil-

dungskraft stark wirkenden Romans Waldmann dem Knaben über die Langeweile und die Schwierigkeiten der Rechtschreibung hinweghelfen will. Genug, Onkel Herse ist mit seinen vielfachen und bedeutenden Anregungen das hauptsächlichste Phantasiemoment in der erziehlichen Entwicklung Fritz Reuters gewesen. Ohne dies allerdings schon ziemlich früh (1829)*) verstorbene, aber doch sehr nachwirkende Original mit stark romantischen Anwandlungen wäre er schwerlich ganz der geworden, der er geworden ist: Herse's absonderliche Phantastik hat den Dichter, seine Gemütlichkeit und behagliche Komik den Humor schon frühzeitig in Reuter geweckt. Ihm gebührt also unter den alten Stavenhägern ein besonderer Ehrenplatz, und auch sein „Neffe“ selber räumt ihm einen solchen am Schluß von Meiner Vaterstadt Stavenhagen in einem pietätvollen Nachruf ausdrücklich ein, wo er den wirklichen Onkel Herse dem dichterisch vergrößerten und humoristisch karrikierten prächtig gegenüberstellt.

Von ganz anderer, aber kaum geringerer Bedeutung als Onkel Herse ist für Fritz Reuter der Knecht und Kuhfütterer seines Vaters, Friedrich Schulz, gewesen, den man wunderbarerweise lange Zeit für eine erdichtete Person gehalten hat und dem erst neuerdings Raatz in seinem Buche (S. 80 ff) gerecht zu werden versucht. Seine Ausführungen bedürfen allerdings der Ergänzung und Verbesserung. Über die Rolle, die der immer plattdeutsch sprechende und fühlende, daher auch plattdeutsch bezeichnete Fridrich Schult in der Franzosentid spielt, kann bei richtigem Überblick über die ganzen Ereignisse eigentlich kein Zweifel herrschen: er ist die Hauptperson der ersten Handlung und der Hauptgegenspieler von Onkel Herse, da er durch Auffindung des verschwundenen französischen Marodeurs den Knoten löst und die Befreiung der Stavenhäger Geiseln bewirkt. Freilich hatte er auch die moralische Verpflichtung dazu, weil er auf der Heimkehr nach der Mühle den Franzosen vom Wagen entfernt und am

*) Deshalb kann der in Bürgermeister Reuters Aufsatz über die Runkelrübe erwähnte Ratsherr auch nicht Herse gewesen sein, wie Gädertz II, 9 in Klammern hinzufügt; denn jene Arbeit ist erst 1840/1 geschrieben worden.

Waldesrande mit Stroh zugedeckt hatte. Daß er aber diese Verpflichtung anerkennt, beweist ebenso für seinen innern Wert wie der Umstand, daß er aus dem reichgefüllten Mantelsack des Franzosen nur die 8 Groschen nahm, die ihm vor 2 Jahren einmal ein anderer „Spitzbauwen-Schassür“ mit frecher Gewalt gestohlen hatte. Noch größern Eindruck als dies naive, aber doch gesunde Rechtsbewußtsein macht der geradezu erstaunliche Scharfsinn, mit dem Friedrich dem fortgelaufenen Franzosen nachspürt und ihn schließlich vor den Augen des erstaunten Gülzower Schulzen wie einen Hund aus dem Backofen lockt. Der hatte ihm vorher trotz seines Widerwillens gegen einen solchen Schwiegersohn doch seine Tochter versprochen, das beim Amtshauptmann Weber dienende muntere, aber etwas schnippische Fiken Besserdich, wenn Friedrich in 3 Minuten den Marodeur zur Stelle schaffen würde. Der Handel zerschlägt sich dann später an Fikens unüberwindlicher Abneigung gegen einen so alten Freier, und Friedrich Schulz zieht gegen die Franzosen, nachdem er den ihm vom Fiskus zugesprochenen Mantelsack auf eine Andeutung des alten Amtshauptmanns hin seinem arg bedrängten Brotherrn, dem Müller Voss, überlassen hat. Dieser schlichte Edelmut charakterisiert ihn als braven Mann, und deswegen hat auch der treffliche Weber vollständig Recht, wenn er nach Beendigung der Gerichtssitzung zu seiner Frau sagt (Kap. 21): „Neiting, des' Möllerknecht, des' Friedrich! wenn dei mal wedder tau mi taurügg kümmt (zurückkommt), ick glöw, ick freu' mi mihr, as wenn 'ne Prinzessin bi mi tau Besäuk (Besuch) kümmt“. Auch Hinrich, der Neffe des Müllers, der mit Friedrich zusammen in den Krieg geht, denkt ähnlich, denn er reißt ihm die Zügel des alten spatlahmen Sattelpferdes aus der Hand und wirft ihm dafür die seines schönen braunen Wallachs zu: „Brauder, dat Best is för Di noch tau slicht“. In den Freiheitskämpfen selber thut sich Friedrich dann so hervor, daß er Husarenunteroffizier wird und daß sich in Stavenhagen sogar die Sage ausspinnen kann, er habe eigentlich die Schlacht bei Leipzig gewonnen. Wenn also Reuter am Schluß von seiner Stromtid in einem Gespräch mit Fritz Triddelfitz Bräsig für die Hauptperson dieses Romans erklärt, dürfen wir wohl ziemlich dasselbe für Friedrich Schult bezüglich der

Franzoesentid in Anspruch nehmen, nur mit dem Unterschiede, daß dieser die humoristischen Parteen der Erzählung meist an Onkel Herse abgegeben hat.

Wie verhält sich nun aber die Dichtung zur Wahrheit? Raatz hat zunächst aus den Mitteilungen seiner Gewährsmänner festgestellt (S. 82), daß Friedrich Schulz 1813—15 nicht mitgemacht hat, obgleich Reuter (wie ich hinzufügen möchte) an dieser Annahme stets festgehalten zu haben scheint und z. B. auch auf der ersten Seite seiner Festungsid Friedrich Schult im Krüge von der Schlacht bei Leipzig erzählen läßt. Anderes dagegen entspricht völlig den Thatsachen. So hat Friedrich in den neunziger Jahren unter dem Herzog von Braunschweig gedient und zunächst gegen Dumouriez, später aber auch in Holland mitgefochten; daher seine stets wiederkehrenden, aber auch einzigsten Flüche, wenn er böse ist: Dümurrjöh (was die große Reutersausgabe IV, 56, Anm. 9 merkwürdigerweise mit Moreau übersetzt) und Verfluchte Patriotten. Denn unter den Patrioten ist die antioranische Partei zu verstehen, die sich selber so nannte, wahrscheinlich deswegen, weil sie mit den Franzosen d. i. den Anhängern des Konvents und Vaterlandsfreunden (im Gegensatz zu den als Verräter bezeichneten Emigranten) gemeinsame Sache gemacht hatte. Natürlich können dann auch nur die Kämpfe in den Niederlanden im Jahre 1794 gemeint sein, an denen die Preußen unter dem General von Möllendorf mehrfach beteiligt waren. Reuter hat also an der von Raatz S. 81 bemängelten Stelle in der Franzoesentid (IV, 60) keinen Irrtum begangen, sondern die Ereignisse nur umgestellt. Mehrere Einzelheiten aus Friedrichs Kriegserlebnissen sind dem Dichter noch im Gedächtnis haften geblieben, so die Schilderung des Elends, als die Preußen nichts auf dem Leibe und nichts im Leibe hatten als die rote Ruhr und viele von Friedrichs Kameraden an der Landstraße liegen blieben, darunter auch sein bester Freund Krischan Krüger. Der Friede scheint dem wackern Schulz dann aber doch noch weniger gefallen zu haben, besonders weil ihn sein Hauptmann in der Prenzlauer Garnison zum Kinderwiegen zwang. Er desertierte deshalb aus Pommern nach Mecklenburg und kam, vielleicht nach manchen Irrfahrten, schließlich ins Stavenhäger Amt. Hier ist er jedoch erst ums Jahr 1820 in

die Dienste des Bürgermeisters Reuter getreten: das beweist zufällig die schon einmal berührte Stelle aus dem Runkelrübenaufsatz (1840/1), wo der alte Reuter von seinem Friedrich erzählt, der nun bald 20 Jahre bei ihm im Dienst sei. Dieser kann also sehr wohl in der Franzosenzeit beim Müller Voss (der in Wirklichkeit Haase hieß) gedient und dort im allgemeinen auch die Rolle gespielt haben, die Reuter ihm zuweist*).

Als er dann schließlich Knecht beim Bürgermeister Reuter wurde, stand der kleine Fritz gerade in dem Alter, wo Knaben in ländlichen Verhältnissen auffallend gern Anschluß an die männlichen Dienstboten zu suchen pflegen, an feste, derbe und fertige Persönlichkeiten, mit denen sie freier und ungebundener verkehren können als mit ihren Eltern und überhaupt mit Erwachsenen ihres Standes. Wer war zu solchem Umgang nun wohl geeigneter als der schon ergraute Friedrich mit seiner bewegten Vergangenheit, seiner gereiften Lebenserfahrung und seinem klugen und ernsten Wesen, dem jede abstoßende Roheit gefehlt zu haben scheint? Wir haben denn neben der mehr dichterischen Franzosentid auch ein paar sozusagen objektive und geschichtliche Stellen in Reuters Werken, die ein engeres Verhältnis zwischen Fritz Reuter und dem Knecht seines Vaters im allgemeinen bestätigen. So kommt Friedrich Schulz gleich in dem ersten schriftstellerischen Unternehmen unseres Dichters vor, in der Reise nach Braunschweig, die der zwölfjährige Knabe für seinen Paten, den alten Amtshauptmann Weber, verfaßt hat. Von ihr soll später noch ausführlicher die Rede sein; hier interessiert uns nur, daß „Friedrich aus Pommerland“ bis Jabel der Wagenlenker ist und daß er „von vielen Heldenthaten erzählte, die er, als ehemaliger preußischer Soldat gegen die Franzmänner kämpfend, gesehen und gehört haben wollte“. Die kleine ironische Kritik des ‚wollte‘ ist für den Jungen bezeichnend, der sich in halb humoristischer Laune gern über seinen sonst so hochgeschätzten Friedrich erheben möchte. Dieser fährt dann aber so langsam,

*) Darans ist Raatz S. 81 und 82 zu berichtigen, der übrigens auf grund von Mitteilungen späterer Zeitgenossen behauptet, dass Reuters ganze Erzählung von dem französischen Marodeur, vom Mantelsack usw. auf Thatsachen beruhe.

daß er den Unwillen seiner Reisegesellschaft erregt; auch ein Schnaps auf dem Sandkrüge, den er mit den Worten: „Topp, es gielt“ behaglich annimmt, kann ihn nicht bestechen, so daß schließlich ein allgemeiner Aufstand ausbricht. Den dämpft er jedoch mit dem ruhigen, aber bestimmten Hinweis darauf, daß alte Leute dergleichen besser wissen müßten als solche jungen Springer und daß ihn der Vater gewiß loben würde. Bei ihrer Heimkehr begrüßen dann die Knaben auch Stutz, „dem Friedrich aus Pommerland den Spitznamen Dumouriez und Dolms (?) beigelegt hat“. Raatz hat sich diese Stellen, die doch gewiß etwas für den alten Friedrich beweisen, entgehen lassen und betont auch die hübsche, vortrefflich erzählte kleine Geschichte in Meiner Vaterstadt Stavenhagen nicht, wo Fritz, angeregt durch den absonderlichen Rechtschreibungsroman seines Onkel Herse an seinem würdigen Freunde den Versuch macht, ob man durch Rauchen von Bilsenkraut wirklich unsichtbar werden könne. Friedrich merkt den Unfug sehr bald und weiß dem darüber hinzukommenden Bürgermeister in nachdrücklicher Rede klar zu machen, daß de Ratsherr Hers' de Gören blot Rupen (Raupen) in den Kopp sett't, worauf Fortsetzung und Schluß des merkwürdigen „Waldmann“ schleunigst unterdrückt werden. Er ist es auch, der auf dem köstlich geschilderten Maskenball — in Meiner Vaterstadt Stavenhagen — den abhanden gekommenen und überall gesuchten Schornsteinefegergesellen Fritz (ähnlich wie einst den französischen Marodeur) unter dem Theetisch entdeckt: während alle andern auf wundersamen Irrwegen wandeln, selbst der erschreckte Bürgermeister, hat sein klarer und nüchterner Verstand die richtige Spur von vorneherein festgehalten. Für das besondere Verhältnis von Herr und Knecht ist auch der schon mehrfach erwähnte Aufsatz des Bürgermeisters interessant, wo mit humoristischer Breite erzählt wird, daß Friedrich sich den Ankauf von alten Kühen schließlich nicht mehr habe gefallen lassen wollen, dann aber doch durch Thatsachen und die Entwicklung der Dinge von dem Nutzen dieser bürgermeisterlichen Neuerung überzeugt worden sei.

Friedrich Schulz ist also sicher gleichzeitig ein Original und ein Charakter gewesen, wie man es früher nicht allzuselten unter ältern Dienstboten antraf. Seine

tüchtige Persönlichkeit und seine nicht gewöhnlichen Lebensschicksale aber haben bei Fritz Reuter einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, dem der Dichter später dadurch gerecht geworden ist, daß er seinen alten Friedrich als „verteufelten Kerl und resolutierten Menschen“ in den Mittelpunkt der Handlung seiner Franzosentid gestellt hat, deren Schilderungen er ja auch größtenteils ihm verdankte. Daß er einiges hinzuthat und die Gestalt des Knechtes und Kuhfütterers im großen und ganzen über ihr eigentliches Maß hinauswachsen ließ, wer will ihm das verargen? So hat er ihn aus dichterischen Gründen auch an den Freiheitskriegen teilnehmen lassen; allein dieser Zusatz paßt ebenso wie anderes zu der Person und ist aus dieser heraus richtig erfunden. Der Dichter selbst aber verdient nicht nur Lob für eine so biedere, anziehende und durch und durch wahre Figur; nein, wir müssen das ganz besonders schätzen, daß Reuter in dankbarer Erinnerung fröhlicher und lehrhafter Stunden dem alten Freund seiner Jugend, der ihn zuerst die ganze innere Tüchtigkeit des niederdeutschen Volkes erkennen ließ, ein so hervorragendes Denkmal gesetzt und gerade einen aus der großen Masse der Enterbten zum Führer und Helden seiner schönsten Erzählung gemacht hat.

Eine in ihrer Art fast noch interessantere Erscheinung ist der Uhrmacher Droz — oder wie die biedern Stavenhäger ihn mit sonderbarer französischer Aussprache nannten; Droi gewesen, den uns Fritz Reuter ebenfalls in der Franzosentid vorführt. Er spielt dort im ersten Teil insofern eine Rolle, als er auf Geheiß des Bürgermeisters die sechs andern französischen Marodeure verjagt und dann nach mehreren kauderwelschen Zwiegesprächen mit Mamsell Westphalen in jener berühmten nächtlichen Scene mit dem Himmelbett umherkutschiert, was schließlich seine Festnahme durch den französischen Obersten veranlaßt. Vor der Abführung nach Neubrandenburg bewahrt ihn nachher freilich sein Bürgermeister, indem er für seinen Stadteingesessenen auf das lebhafteste eintritt. Dieser Droz hat nun — wie Reuter selbst ganz ausführlich und mit treuem Gedächtnis in Meiner Vaterstadt Stavenhagen erzählt (nur sehr wenig ist von Raatz berichtet worden) — eine recht abenteuerliche, aber interessante Vergangenheit gehabt. Er

war zunächst Uhrmacher und Schweizersoldat, wandte indes seiner Heimat schleunigst den Rücken, als der von ihm einst durchgeprügelte Fechtermeister Augereau — *ce coquin-là* versicherte er noch in spätern Tagen — als kommandierender General in die „böne Sweiz“ zurückkehrte. Nun wurde er in Mümpelgard Wildschütz und diente dann bei den Neufranken. Aber auch hier hielt er nicht lange aus; er desertierte unter Mitnahme seiner ganzen Ausrüstung und kam auf seinen Irrfahrten schließlich nach Berlin, wo ihn Prinz Louis Ferdinand bei einer von seinen Geliebten als Kammerdiener anstellte. Nach dem Treffen bei Saalfeld und dem Tode seines höheren Gönners verließ er aber bald seine Dame, deren sich ein französischer General liebevoll annahm, und geriet auf seinen abenteuerlichen Fahrten endlich nach Mecklenburg in die kleine Stadt Stavenhagen. Hier war er zuerst Gehülfe bei der von Reuter erwähnten Witwe und heiratete darauf Ende 1808 die Tochter eines ehrsamten Hutmachers. Sein Uhlraden soll allerdings nicht besonders gegangen sein, weil dem weitgewanderten, unruhigen Manne die richtige bürgerliche Seßhaftigkeit eben fehlte. Dafür hat er sich wenigstens um Fritz Reuter recht verdient gemacht, als er den Auftrag erhielt, diesem und seinen Pflegegeschwistern französischen Unterricht zu erteilen: seine lebendige Art und seine bunte Vergangenheit, aus der er allesmögliche mitzuteilen wußte, schmuggelte, wie Reuter selbst betont, bei den Kindern ganz unvermerkt das Verständnis der französischen Sprache ein. In dankbarem Andenken hieran hat ihn der Dichter später als einen gutmütigen Menschen geschildert, der in harmloser Eitelkeit seine Erinnerungen an wechselvolle Zeiten pflegt und zu persönlichen Diensten besonders gern bereit ist, wenn er wieder einmal den alten Franzosen spielen und dazu seine Uniformstücke aus dem Schrank holen kann. Ein bramarbasierender Hasenfuß, wie Raatz S. 64 ihn unbegreiflicher Weise nennt, ist er jedoch nicht gewesen; für eine solche Beurteilung fehlt so gut wie jeder Anhaltspunkt in Droz' Worten und ganzem Auftreten. Die Rolle, die ihm zugewiesen worden, ist ohnehin klein genug und soll durch das gebrochene Deutsch des Uhrmachers zumeist nur komisch wirken, durchaus den Thatsachen entsprechend und ohne irgend welche Bloß-

stellung. Der abenteuerliche und fremdartige Mann aber dessen Erscheinung in dieser niederdeutschen Umgebung schon auffallen mußte, hat Fritz Reuters Knabenphantasie sicher stark angeregt und ihm die scharfen Gegensätze eines andern Volkstums frühzeitig klar gemacht.

Die andern Gestalten der Festungstid wie Mansell Westphalen, Bäcker Witt usw. haben für Reuters Entwicklung keine wesentliche Bedeutung gehabt; nur etwa Fritz Sahlmann wäre noch zu erwähnen, der mit seiner echten Schlingelhaftigkeit und seinen zahlreichen Dummenjungsstreichen einen nicht geringen und vielleicht ziemlich vorbildlichen Eindruck auf den acht Jahre jüngern Fritz Reuter gemacht haben dürfte. Über sie alle hat Raatz recht ausführlich gehandelt. Die Stellung von des Dichters eigener Familie in und zu der Franzosentid ist, um dies hier zum Schluß noch zu erörtern, auch keineswegs unbedeutend. Die leidende Mutter freilich wirkt nur als anziehende und zugleich rührende Person aus dem Hintergrunde, zumeist in Gesellschaft des ihr geistig nahestehenden Amtshauptmanns Weber. Der Bürgermeister Reuter aber tritt schärfer hervor als ein entschlossener und thatkräftiger Mann, der überall eingreift, ohne gerade eine führende Rolle zu spielen. Man merkt jedoch die liebevolle Absicht des Sohnes, seinen ihm im Grunde so wesensfremden Vater noch im Grabe zu ehren und seine andere Art durch eine eingehende Charakteristik und ein größeres Hervortretenlassen seiner Person zu würdigen. Auch der kleine Fritz wird mehrfach mit Aufträgen fortgeschickt. Das ist natürlich bloß ein hübscher Kunstgriff des Dichters, der durch seine eigene, wenn auch unwesentliche Beteiligung dem Ganzen ein noch wirklicheres Gepräge aufdrücken wollte. Denn einem wenig mehr als zwei Jahr alten Kinde wird schwerlich jemand selbst so geringfügige Dienstleistungen zumuten können, wie es in der Franzosentid der Fall ist. —

Dem Hauswesen des Bürgermeisters stand in Vertretung der an den Rollstuhl oder ans Krankenbett gefesselten Mutter ihre Stiefschwester, Tante Christiane, mit Umsicht und Sorglichkeit vor; wir hören von ihr an verschiedenen Stellen Meiner Vaterstadt Stavenhagen, ohne indes einen festern Eindruck zu gewinnen. Wich-

tiger ist es, daß mit Fritz zusammen seine ziemlich gleichaltrigen Vettern August und Ernst, die Söhne des verstorbenen Dömitzer Rektors, im bürgermeisterlichen Hause aufwuchsen als seine Spiel- und Lerngenossen. Sie treten im spätern Leben des Dichters noch hier und da hervor, scheinen aber doch nicht die Bedeutung für ihn gehabt zu haben wie die namentlich in der Festungszeit treu für ihren Stiefbruder sorgende Lisette.

Undeutlicher ist die Gestalt des Onkel Matthies (Onkel Matthias), von dem wir aus der sehr nett erzählten kleinen Tauschgeschichte: Von't Pird up den Esel (in Schurr-Murr) allerdings mehr erfahren als aus der anmutigen Novellette: Woans ick tau 'ne Fru kamm. Darnach muß dieser leibliche Oheim und Mutterbruder Fritz Reuters auch eine abenteuerliche Vergangenheit gehabt haben: hei was (als Wachtmeister bei den Ulanen) in Ungarn un in Polen west un hadd de Welt seihn un wüßt vele Geschichten tau vertellen (erzählen); das Schlimme an ihnen war nur, daß sie immer eine Nutzanwendung hatten und diese nach älterm Brauch dem jugendlichen Geist stets durch eine kräftige Ohrfeige eingeprägt wurde. Man sollte hiernach vermuten, daß dieser Onkel Matthies in Reuters Jugend eine gewisse Rolle gespielt habe. Aber Bömer, der S. 9—10 ein paar weitere Nachrichten über ihn beibringt, meint, der Dichter habe ihn wahrscheinlich nur von Hörensagen gekannt (?). Raatz schweigt von ihm, und wir empfinden das als eine Lücke: er hätte überhaupt einzelne Verwandte Reuters etwas ausführlicher behandeln können. Von geringerer Bedeutung ist es, daß er z. B. über den Amtsschließer Ferge garnichts mitteilt, den Reuter in seiner Franzosentid wenigstens kurz erwähnt, nachdem er schon in Meiner Vaterstadt Stavenhagen eingehender und nicht ohne Anhänglichkeit von dem „alten, kahlköpfigen kleinen Manne mit der wichtigthuerischen Manier“ gesprochen hatte. Das Schicksal dieses Armen, mit dem er als Kind so viel verkehrte und der dann als unehrlich in der entferntesten unreinlichen Ecke an der Kirche bestattet werden mußte, erfüllt sein warmes und gerechtes Dichterherz noch nach Jahren mit leisem Ingrim gegen mißbräuchliche Einrichtungen der konventionellen Gesellschaft. Insofern, nämlich als ein in die neue Zeit hineinragender Rest mittelalter-

licher Unbarmherzigkeit, hat der in wunderlichem Widerspruch sich als Beamter wichtig fühlende alte Ferge und sein Schließeramt eine Bedeutung für Reuter gewonnen.*)

Eigenartig, aber keineswegs einheitlich ist dann auch der Bildungsgang des kleinen Fritz gewesen, weil sich an ihm alle möglichen Personen, gebildete und ungebildete, versucht haben. Die drei öffentlichen Schulen Stavenhagens, über die Reuter später mit so vielem Humor in seinen Jugenderinnerungen berichtet, hat er freilich nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt: er hat weder in der Beckerschule die an einem Stück Bohnenstange befestigte Birkenrute der Mutter Beckersch gefühlt noch die prophylaktischen Kuren des ziemlich rohen Küsters Voss in der Kösterschau durchgemacht, und auch der originelle Rektor Schäfer aus Sachsen, von dem ein gut Teil in dem Rektor Baldrian der Stromtid steckt und der in seiner Rektorschaul mit drei Prügelwerkzeugen zugleich, dem Gelben, dem Braunen, und dem Dachs in systematischer Abstufung herrschte, hat auf Reuter nur in einem zahmen Privatunterricht gewirkt. Über die einzelnen Personen, die seine Erziehung geleitet haben, läßt sich der Dichter an derselben Stelle meist in behaglicher Breite aus. Er hat darnach Lesen und Schreiben bei seiner guten Mutter gelernt

*) Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch auf einige andere Lücken des Raatzschen Buches aufmerksam machen. Ebenso gut wie Kütte Risch, dem der Verfasser allerdings mehr aus Dankbarkeit für die ihm gewordenen ausführlichen Nachrichten einen besonderen kleinen Abschnitt widmet, hätte an und für sich auch der Postmeister, später Postkommisarius Stürmer Aufnahme in die Urbilder finden können. Seine nicht uninteressanten Schicksale erzählt in der Hauptsache das 5. Kapitel der Festungtid; einige Ergänzungen liefert das Ende von Meiner Vaterstadt Stavenhagen, wo der Postmeister ausserdem in jener köstlichen Kneipszene mit Onkel Herse persönlich auftritt. — Im Schlusskapitel, wo Raatz sich mit den Läuschen un Rimels beschäftigt, ist wohl eine auch nur annähernde Vollständigkeit von vorneherein nicht angestrebt worden; sonst hätte sich Raatz schwerlich die Quelle des Läuschens „De Ihr un de Freud“ (I, 17) entgehen lassen, die sich in Meiner Vaterstadt Stavenhagen (VI, 277–8; Kläre Saalfeld) findet. Andere Ergänzungsnachweise wird der Schlussabschnitt dieser ganzen Arbeit bringen. Mehr als dies alles muss aber eine neue Auflage des Raatzschen Buches das Peterssche Ehepaar berücksichtigen, zumal auch Rudolf Kurz in der Stromtid nach dem Freunde gezeichnet ist: jetzt, wo Fritz und Marie Peters gestorben sind, steht einer ausführlichen Behandlung und Würdigung dieser höchst wichtigen Persönlichkeiten nichts mehr im Wege.

und ist dann als einziger Junge in die ‚höhere‘ Töchter-
schule der Mamsell Schmidt eingetreten, wo er besonders
in den Zwischenstunden von den „kleinen gebildeten
Megären“ entsetzlich viel auszustehen hatte. Daneben
bemühte sich der Schneidergeselle Krenz, der sieben
Jahre in Paris gearbeitet hatte, um die Grundlagen von
Reuters französischer Sprachbildung, mußte aber bald
dem oben eingehend besprochenen Droz weichen, als
alle seine drei Zöglinge; Fritz, August und Ernst bei
ihrem Onkel, dem Pastor Reuter in Jabel, auf dem ihnen
von Krenz eingepprägten: je suis été bestanden. Der im
Deutschen so wenig gelenke Uhrmacher hat dann augen-
scheinlich größere Erfolge erzielt. Außerdem waren an
dem Bildungswerk in andern Fächern der Handlungs-
beflossene Rutenik, der Rektor Schäfer (im Lateinischen),
der stud. med. Julius Caspar und der Apotheker Fritz
Sparmann beteiligt. Schließlich half noch, als nach
Reuters Entlassung aus der Mädchenschule eine Pause
im regelmäßigen Unterricht eingetreten war, der Bürger-
meister mit Geographiestunden aus, die er abends nach
dem Essen erteilte, ganz abgesehen davon, daß nun auch
Onkel Herse wieder eine größere Thätigkeit entfalten
konnte, er, dessen krause Bemühungen sich überhaupt
wie ein roher Faden durch den ganzen Schulbetrieb
ziehen und der in seiner genialischen Art die unschmack-
hafteste Kost abenteuerlich - humoristisch zu würcken
verstand. Allein sein attisches Salz und seine Phan-
tastik hatten, wie oben bereits dargelegt worden ist,
nicht den Beifall des Bürgermeisters, und so wurde nach
kurzem ein besoldeter candidatus theologiae angenommen,
mit dem 1819 eine strenge Disciplin begann. Reuter
verschweigt seinen Namen; wir erfahren aber bei H.
Ebert S. 49 (darnach Römer S. 26), daß er Simonis hieß.
Auf ihn folgte der Kandidat Schneider, der seine Zög-
linge in den Charles douze einführte, und zuletzt der
Kandidat Scheibel.

Alle diese Thatsachen beweisen nur das eine, daß
an Fritz Reuter trotz seines sonst so klug überlegenden
Vaters viel herumgepfuscht und von vornherein wohl
auch manches verdorben worden ist. Für die Leistungs-
fähigkeit des Knaben aber würden wir kaum einen
rechten Maßstab besitzen, wenn uns nicht ein glücklicher
Zufall eine längere Arbeit des zwölfjährigen Fritz auf-

bewahrt hätte: die oben schon als Quelle benutzte Reise nach Braunschweig. Wer mit heißem Bemühn jahrelang Tertianeraufsätze korrigiert hat, wird diese von Wilbrandt (in den Nachgelassenen Schriften) mit einigen Kürzungen abgedruckte Beschreibung einer „Reise durch großer und kleiner Herren Länder“ vielleicht am besten würdigen können. Sie hat ja natürlich auch ihre Schwächen, steht aber allein schon wegen ihrer relativen Gewandtheit im Ausdruck und in der Darstellung, die übrigens an verschiedenen Stellen Kindlichkeit und naive Altklugheit keineswegs verleugnet, weit über ähnlichen Schülerzeugnissen. Noch mehr: sie zeigt auch bereits im Kern die scharfe Beobachtungsgabe und den Humor des spätern Dichters. So widmet der Knabe nach dem alten Friedrich seinem Großonkel Fanter in Parchim eine längere Stelle, weil ihm die originelle Pädagogik des alten Herrn sehr gefallen hat; denn je nachdem ihm die Knaben zusagten, ließ er sie aus zwei Säcken, von denen der eine fortuna secunda, der andere fortuna adversa hieß, gute oder taube Nüsse in bestimmten Prozentsätzen entnehmen — bei Fritz überwog allerdings, wie der Knabe mit liebenswürdiger Offenheit hinzufügt, die fortuna adversa. Geringeres Wohlgefallen erregte bei ihm in Konow „eine gewisse Frau Hauptmännin, die Tochter des Pastors, die wahre Fuhrmanns-Interjektionen(!) hatte, da sie nämlich denjenigen, dem sie etwas zeigen wollte, mit der Faust in die Rippen stieß“. Die Beschreibung der gesehenen Städte und ihrer Sehenswürdigkeiten kehrt häufig das Charakteristische heraus, das der Knabe mit gutem Auge erfaßte. Aber wertvoller sind ihm im allgemeinen doch die Menschen, und so tritt denn die Person des zweiten Knechtes seines Vaters: Johans, der an Stelle des von Jabel aus wieder nach Stavenhagen zurückgesandten Friedrich der eigentliche Reisekutscher war, überall stärker hervor. Er vergleicht ihn in echt knabenhaftem Witz mit einem Löwen, weil „der eine läuft, wenn er ein Hahnengeschrei hört, und der andere zitterte, als er in der Fährre saß“ — sonst sind beide sehr mutig! Ausführlicher werden gegen Ende auch die halbgelehrten Reibungen geschildert, die Fritz und seine beiden Vettern in Dömitz mit dem dortigen Rektor Sievart hatten. Dieser peinigte die Jungen mit vielen lateinischen und deutschen Rätseln,

Charaden usw. und sagte immer, wenn sie's durchaus nicht herausbringen konnten: *Hic haeret aqua*, worauf der altkluge und etwas naseweise Fritz in schülerhaftem Rachedurst den pedantischen Störenfried seinerseits durch verzwickte lateinische Vexiersätze zu fangen bemüht war und das zweite Mal mit den dunkeln Worten (etwa im Geschmack der seit den sechziger Jahren zu einer besondern Witzart entwickelten rätselhaften Inschriften): *non vini vino, sed aquae vino* (= *non vini vi no, sed aquae vi no*) auch wirklich fing. —

Ungefähr zwei Jahre nach Anfertigung dieser größern Arbeit, die uns die beginnende Entwicklung und die Eigenart Fritz Reuters zu veranschaulichen wohl geeignet ist, schied der Knabe aus dem Elternhause, um zusammen mit seinem Vetter August das Gymnasium in Friedland zu beziehen. Damit schließt der erste Abschnitt seines Lebens, und es beginnt jetzt statt der vertrauten heimatlichen Verhältnisse mit ihren bekannten Personen und liebgewordenen Originalen die fremde Außenwelt durch strengern Schulzwang und neue Menschen auf ihn zu wirken. Was er aber in der kleinen Stadt erworben hatte, besaß er auf immer: ein starkes Heimatsgefühl, das sich aus einer treuen Anhänglichkeit an die enge Welt, die alle seine Gedanken einmal ausgefüllt hatte, und aus einer innigen Liebe für das tüchtige niederdeutsche Wesen zusammensetzte. Wohl dem, dessen jugendliches Herz so warme Erinnerungen und überhaupt eine schöne Heimat in die Welt mit hinausnimmt, denn die Flur, wo wir als Knaben spielten, bleibt immerdar das gelobte Land, nach dem sich der Mann zurücksehnt, und ein *πῖνα ἐς αἰεί*. Besonders wertvoll ist ein solcher Besitz jedoch für ein Dichtergemüt, das durch eine *sweet home* frühzeitig gebildet und vertieft wird und dann außerdem noch einen Schatz von kleinen Erlebnissen und merkwürdigen Leuten mit sich in die Fremde trägt. Fritz Reuter hat seine Stavenhagener Heimatswelt treulich im Herzen bewahrt, um sie nach langen Jahren zu entzaubern und dichterisch verklärt in seinen hochdeutschen Jugenderinnerungen und in der Franzosentid wieder emporsteigen zu lassen. So schulden auch wir seiner Vaterstadt Stavenhagen großen Dank, denn ohne sie hätten wir eine Meistererzählung der Weltliteratur nicht oder wenigstens nicht in dieser Form und in dieser Vollendung.

II.

Friedland. Parchim.

Michaeli 1824, also noch vor Vollendung seines vierzehnten Lebensjahres trat Fritz Reuter zusammen mit seinem Vetter August in die Tertia der sogenannten Gelehrtenschule zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz ein. Das etwa 2—3000 Einwohner zählende Städtchen hat sich seit jener Zeit kaum wesentlich verändert und macht mit seinen hübschen Promenaden und seinen auf den längst abgetragenen Wällen prächtig gedeihenden alten Eichen, mit seinen kleinen Häusern und winkligen Straßen noch immer einen freundlichen Eindruck, den Eindruck einer gemüthlichen Durchschnittslandstadt, in die kein Ton der aufgeregten Zeit je gedrungen ist. Ein frischeres geistiges Leben, als Stavenhagen es aufweisen konnte, gab ihm sein Gymnasium, das nach einer damals in Mecklenburg und Schleswig-Holstein verbreiteten Sitte den mehr stolzen als berechtigten Namen einer Gelehrtenschule führte, wenn sich auch nach den Nachrichten, die wir haben, kaum in Abrede stellen läßt, daß tüchtige Lehrer an dieser Anstalt wirkten. Zu den von Gädertz II, 11 genannten Männern: Wegener (Rektor und Professor, vgl. Römer S. 27), Bossart, Gesellius, Riemann und Zehlicke, denen wir zum größern Teil noch öfter in Fritz Reuters Leben begegnen werden, tritt noch der in Reuters Briefen an seinen Vater S. 20 erwähnte Prorektor Glaswald, welcher den sechzehnjährigen Sekundaner in einer besonderen Weise angeregt zu haben scheint. Diese Briefe werden überhaupt in der Folge — aber leider erst vom 27. März 1827 an, denn ältere fehlen und müssen doch wohl verloren gegangen sein — unsere wichtigste innere und auch äußere Quelle bilden, unsomehr als sie bisher durchaus nicht die ihnen zweifellos gebührende große Würdigung gefunden haben. Daß Gädertz sie möglichst beiseite schiebt, glauben wir freilich zu verstehen: sie passen ihm nicht in sein Reuterbild, das er sich längst zurecht gemacht hat und von dem er nun auch nicht mehr abgehen möchte — sehr zum Schaden seiner Gesamtauffassung des Dichters, die stets etwas einseitig gewesen ist. Aber Römer, der im allgemeinen einen unbefangeneren Blick für Reuters

Schwächen zeigt, hätte die Briefe doch mehr berücksichtigen können. Ihre Lektüre ist ja keineswegs erquicklich, aber darauf darf es dem Biographen auch nicht ankommen, der die Schatten ebenso gut wie das Licht zu beachten hat: im Gegenteil, er muß dem Geschick dankbar dafür sein, daß uns Zeugnisse erhalten worden sind, die das Innere Fritz Reuters und seine Seele mit ihren wunderbaren Rätseln und Widersprüchen in einer oft freilich unangenehm berührenden Nacktheit offenbaren. —

Fritz Reuter wurde also Michaeli 1824 Tertianer zusammen mit seinem Vetter August, der trotz seiner Verwandtschaft und Gleichaltrigkeit eine merkwürdig geringe Rolle in Reuters Jugendleben gespielt hat und in den Briefen nur selten erwähnt wird; er ist später Theologe geworden und hat als Pastor lange Zeit in Tessin gewirkt. Die Tertianerschaft der beiden Knaben war allerdings nicht ganz vollständig, weil sich bei ihrer Prüfung im Griechischen Lücken gezeigt hatten und sie in diesem Gegenstand bis zu ihrer vollständigen Reife noch an dem Unterricht in Quarta teilnehmen mußten. Es war dies wohl eine ziemlich allgemeine pädagogische Maßnahme besonders der zwanziger und dreißiger Jahre, der wir in Fritz Reuters Schulleben noch öfter begegnen werden und die den Zweck verfolgte, die Schüler erst nach ihrer vollständigen Reife in allen Gegenständen der neuen Klasse anzugliedern. Sie hat in der That auch manche Vorzüge, muß den Unterrichtsbetrieb aber wesentlich erschwert und ein recht buntes Klassenbild geliefert haben.

In Pension war Fritz bei der alten Konrektorin Schulz in der Achterstraße, wo es ihm anscheinend gut gefallen hat. Engern Verkehr pflegte er mit den Mitgliedern der Familie Bossart, die nach vielen Jahren noch Gädertz ein freundliches Bild des Knaben entwerfen konnte (II, 11). Aus diesen Mitteilungen ist etwa hervorzuheben, daß auf sie Fritzens Zeichentalent, namentlich sein Achilleskopf mit dem stolzen Helm großen Eindruck gemacht und daß sich damals auch schon Reuters Erzählerkunst in glänzenden Anfängen gezeigt hat, wenn er, auf der Heimkehr vom Botanisieren unter schattigen Bäumen rastend, seinen Kameraden mit Begeisterung einiges aus Scotts *Ivanhoe* vortrug. Diese

Nachricht beweist gleichzeitig, daß sich Reuters Vorliebe für Englands große Erzähler schon frühzeitig entwickelt hat: sie scheint überhaupt im Mecklenburger Blut zu liegen und tritt ja beispielsweise auch bei John Brinckman scharf hervor. Besondern Einfluß dürfte auf ihn das Haupt der obenerwähnten Familie, der Konrektor Dr. Bossart, gehabt haben, den Reuter in seinen Briefen aus der Friedländer Zeit zweimal erwähnt (S. 19 und 25), das letzte Mal mit dem Hinweis darauf, daß ihn dieser am besten kenne. Ihm hatte er auch mittelbar durch einen jener bekannten Zufälle seinen lebenslänglichen Spitznamen Charles douze zu verdanken, den die Mecklenburger nach einer launigen Mitteilung in der Festungstid mit landesüblicher Bequemlichkeit Korl Duß aussprachen. Bossart fragte ihn nämlich eines Tages nach seinen Kenntnissen in der französischen Litteratur und erhielt von Reuter die ziemlich inhaltslose Antwort, daß er schon den Charles douze gelesen habe; trotzdem konnte Fritz auf seines Lehrers Aufforderung hin nicht einmal den unbestimmten französischen Artikel deklinieren. Sonst scheinen seine Fortschritte in den ersten Jahren ganz leidlich gewesen zu sein, denn er wurde zur rechten Zeit, also Michaeli 1826, nach Sekunda versetzt. Erwähnt muß übrigens noch werden, daß das Friedländer Gymnasium sich durch den Eifer und den Nachdruck auszeichnete, mit dem es namentlich das Turnen betrieb (s. Gädertz II, 12 f.). Sein Turnplatz war schon 1814 gegründet worden und einer der ältesten in ganz Deutschland. Das noch erhaltene Turnalbum, in dem sich auch dreimal Fritz Reuters Name findet, beweist, wie sehr dort Jahns Geist herrschte und wie durch Wanderfahrten nach dem Grabe Körners und zur Blüchereiche vornehmlich patriotisch-mecklenburgische Erinnerungen gepflegt wurden. Die turnerischen Übungen, das Schwimmen und die meilenweit ausgedehnten Fußmärsche haben Fritz Reuters anfangs schwächeren Körper gestählt und ihm jene Zähigkeit und Widerstandskraft gegeben, die ihn alle Stürme des Lebens und die eigenen schweren Angriffe lange Zeit verwinden ließen. Seine vorzügliche körperliche Ausbildung hat ihm später auch bei der Begründung einer bürgerlichen Existenz hervorragende Dienste geleistet.

Gehen wir nun auf die Briefe aus Reuters Fried-

länder Gymnasialzeit genauer ein. Nur 6 sind uns erhalten, aber gleich der erste ist für den ganzen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn bezeichnend, denn er weist auf einen Fehltritt des über sechzehn Jahre alten Sekundaners hin und gelobt Besserung. Der zweite ist kurz nach den Hundstagsferien: am 28. August 1827 geschrieben und versichert, daß Fritz sowohl in der Einstellung des Kegelspiels „als auch im Aufstehen und in seinem Privatfleiß die Versprechungen erfüllt habe, die zu Stavenhagen von ihm gegeben worden seien.“ Auch diese Versicherungen sind charakteristisch und wiederholen sich fortwährend: Fritz hat sich genug gethan, wenn er einige Tage lang sein Wort gehalten und seine Vorsätze ein paar mal durchgeführt hat; dann vergißt der Sanguiniker seine Gelöbnisse, um bald ebenso sanguinisch wieder auf sie zurückzukommen und neue Besserung zu geloben. Dieser Umstand und besonders das Temperament, das sich in solcher Handlungsweise verrieth, mußten den größten Anstoß beim Vater erregen, der alles andere war, nur kein Sanguiniker, und so bildet sich denn schon jetzt in zunehmender Verschärfung jener unglückselige, schroffe Gegensatz zwischen Vater und Sohn heraus, der seine erste und letzte Ursache in der vollständigen Verschiedenheit ihrer Temperamente hatte: auf der einen Seite Leichtblütigkeit und leichter Sinn bis zum unbedingtesten Leichtsinne, auf der andern Festigkeit und Sicherheit bis zur Pedanterie. Nur im Eigensinn berühren sich die beiden Charaktere öfter, verstärken damit natürlich aber nur die endlosen Reibungen.

Interessant ist aus dem zweiten Brief noch die Mitteilung, daß Fritz vom Prorektor Glaswald als Klassenmaler angestellt worden sei: „Wir hatten im Vergil [soll heißen Homer] eine sehr schöne Stelle, wo der Kampf des Hektor mit dem Achilles mit sehr lebendigen Farben geschildert wird, und der Herr Prorektor meinte, diese Stelle wäre dazu geeignet, einen Maler zu begeistern; zugleich forschte er nach dem besten Zeichner, und man nannte meinen Namen. Nun forderte er von mir, ich solle diese Stelle so gut als möglich darzustellen suchen, welches ich nach einigen Einwendungen von mir abzulehnen suchte. Aber es gelang mir nicht, und bis jetzt

gerent es mir (so!)* nicht, denn ich habe dadurch manche sehr schöne Belehrung über Kostüm und Waffen der damaligen Zeit empfangen.“ Möglich, daß diese Anregung den obenerwähnten, gepriesenen Achilleskopf hervorgeufen hat; jedenfalls nährte auch sie in Reuter den Wunsch, Maler zu werden. Dieser tritt dann im Laufe des Jahres thatsächlich hervor, wird aber schließlich zu gunsten der Jurisprudenz wieder unterdrückt (S. 22 u. 24).

Eine größere Spannung zwischen Vater und Sohn macht sich nach den Weihnachtsferien bemerkbar, die Fritz schon auffälligerweise nicht in Stavenhagen, sondern in Friedland zugebracht hatte: er klagt in seinem Brief vom 29. Januar 1828, daß er jetzt durch alle Schüler seine Angelegenheiten erfahre, die der Vater A . . . offenbart und ihm verheimlicht habe; A . . . habe es (so!) nicht ermangelt, aller Welt dies zu erzählen, nur ihm nicht, wodurch er gewissermaßen als einer erscheine, der selbst nicht Verstand genug habe darüber zu urteilen. Die in recht holprigem Schülerstil angedeuteten Angelegenheiten selber bleiben dunkel, werden indes wohl im Zusammenhang gestanden haben mit der Absicht des Bürgermeisters, seinen Sohn aus Friedland fortzunehmen und auf ein anderes Gymnasium zu bringen. Unter dem geheimnisvollen A . . ., zu dem der Herausgeber der Briefe aus verwandtschaftlichen Gründen den vollen Namen verkürzt hat, wird aber Fritzens Vetter August zu verstehen sein, und damit fällt auf das Verhältnis der beiden ein neues Licht. Es berührt freilich nicht angenehm, daß der Bürgermeister größeres Vertrauen zu seinem Neffen zeigte als zu seinem Sohne und ihn wahrscheinlich auch (wenn wir nach spätern Fällen schließen dürfen) zum Aufpasser und Berichterstatter über Fritz bestellte. Ursache zum Mißtrauen gegen diesen hat der Vater indes jedenfalls gehabt, denn derselbe muß, nach seinen Stammbuchblättern zu schließen (Gädertz II, 14), ein ziemlich flottes und burschikoses Leben in Friedland geführt haben, wie das bei seinem leichten und damals

*) Ähnliche Fehler finden sich in den Briefen nicht gerade selten, z. B. I, 53: ich habe meinen Zweck im Auge gefasst; II, 137: daran, denke ich, wird der Vater zufrieden sein usw. Weit auffällender als diese kleinen Verwirrungen ist das mehrfach (II, 160 u. 213) wiederkehrende: dich gratulieren, für das ein älterer Brief (I, 213) das dem Schreiber wohl vorschwebende, richtige beglückwünschen hat.

bereits feuchtfröhlichen Sinn fast vorauszusehen war. Dies — und nicht die von Römer (S. 28) angeführte Neigung zur Malerei — wird auch hauptsächlich der Grund gewesen sein, weswegen der Bürgermeister bestimmte, daß sein Sohn Ostern 1828 an das neuorganisierte Gymnasium in Parchim übersiedeln sollte. Dorthin ging von Friedland aus der Konrektor Gesellius, während zum Direktor der Anstalt Zehlicke berufen wurde, der damals in Greifswald wirkte, bis 1826 aber auch in Friedland thätig gewesen war. In diese beiden Lehrer setzte der alte Reuter besonders großes Vertrauen. Fritz fügte sich nach anfänglichem Widerstreben auffallend schnell und mit der Begründung, daß „dieses Schulwesen ihm im höchsten Grade über sei und kein Tag vergehe, wo nicht entweder Dunst oder Kälte die Lehrstunden unerträglich machten“ (S. 25).

Seine im Oktoberbrief ausgesprochene Erwartung, daß er das künftige Jahr als Primaner begrüßen werde, hat sich allerdings in Parchim nicht erfüllt, obgleich Direktor Zehlicke anfangs selbst die Hoffnung gehegt hatte, ihn Ostern in die erste Klasse setzen zu können. Daran fehlte aber viel, sehr viel, wie der Direktor dem Bürgermeister im August schrieb: „entweder ist die Friedländische Schule nicht mehr die alte, oder unser Fritz hat sich dort sehr gehen lassen“ (S. 30). Wahrscheinlich ist beides der Fall gewesen, das letzte aber noch mehr als das erste. Auch Johanni konnte Reuter noch nicht einmal in die erste deutsche Klasse eintreten, obgleich er für den deutschen Aufsatz immer Begabung gezeigt und später sogar hervorragendes auf diesem Gebiet geleistet hat. Die strengere Zucht und bessere Beaufsichtigung aber, die der Bürgermeister für seinen Sohn wünschte, fand Fritz im Hause seines Direktors. So zeigten sich denn auch im Herbst einige Fortschritte, da Reuter mit mehreren andern in eine neugebildete Abteilung, Groß-Sekunda, versetzt werden konnte, weil sie für Sekunda zu weit, für Prima aber nicht weit genug waren. Erst 1829 kam er nach der obersten Klasse, aber so wenig reif, daß er im Gefühl seiner großen Unsicherheit und seiner Lücken im Frühjahr 1830 freiwillig in eine niedrigere Klasse zurücktrat (S. 47). Diese Nachricht erregte beim Vater jedoch den höchsten Unwillen; er nannte das nicht ehrenvoll und veranlaßte

dadurch seinen Sohn, Anfang Juli beim Direktor vorstellig zu werden und sich bei diesem die Erlaubnis seines Wiedereintritts in die erste Klasse auszuwirken. Am 8. Oktober 1830 konnte Fritz endlich nach Hause melden, daß er nun in allen Sachen in Prima sei und überhaupt als der vierte in der Klasse sitze, nachdem Michaeli drei zur Universität abgegangen seien.*)

Inzwischen hatte er aber längst seine Pension gewechselt, so gut es ihm anfangs bei Zehlicke gefiel. Auch der Direktor seinerseits lobt ihn im ersten Sommer als einen sehr lieben Hausgenossen, den er, was seine gefälligen Sitten und sein gewiß gutes Herz beträfe, sehr ungerne verlieren möchte. Dann mischt er allerdings gleich einen leisen Tadel ein, weil die Munterkeit seines Zöglings zur Folge habe, daß sein Leben sehr nach außen gewandt sei und es ihm schwer werde, lange bei den Büchern zu sitzen; auch habe das Aufstehen morgens oft seine Schwierigkeiten. Diese Charakteristik Reuters ist gewiß richtig und von Bedeutung. Noch wesentlicher aber dünkt uns für die Beurteilung der ganzen Verhältnisse Zehlickes Bemerkung, es sei ihm so vorgekommen, als ob Fritz sehr viel Geld habe und brauche. Auch in spätern Zeiten werden wir immer wieder die Wahrnehmung machen, daß Fritz Reuter im Besitz verhältnismäßig großer Mittel ist, die ihm die hierin zu weitgehende Gütmütigkeit seines Vaters stets wieder zur Verfügung stellte. Daraus begreift sich freilich auch manches.

Über ein Jahr lang (vom 1. November 1828 bis 24. November 1829) versiegt dann unsere Quelle; aber aus den ersten Briefen nach der großen Lücke erfahren wir auch gleich, daß inzwischen eine Spannung zwischen Reuter und dem Zehlickeschen Hause eingetreten ist, nicht mit Zehlicke selber, wie Fritz ausdrücklich versichert, denn diesen hat er als sehr bedeutenden und milden Schulmann zeit seines Lebens hochgeschätzt. Wir müssen vielmehr nach zwei Andeutungen (S. 33. u. 37) vermuten, daß er sich mit seinen Kameraden und Stubenburschen nicht recht vertragen

*) Dies steht freilich in kleinem Widerspruch mit den Angaben des Abiturientenzeugnisses, das ihn erst Neujahr 1831 an den poetischen griechischen Lektionen der ersten Klasse teilnehmen läßt, nachdem er Michaeli 1829 in der griechischen Prosa und Ostern 1830 in der Mathematik nach Prima gekommen war, s. Gädertz, Fritz Reuter-Reliquien, S. 8.

konnte, ganz abgesehen davon, daß auch seine Stellung zur Frau des Direktors nicht angenehm war. Wem die Schuld für diese Friedensstörung beizumessen ist, wird sich kaum mehr feststellen lassen; das aber muß hier mit allem Nachdruck betont werden, daß Reuter sehr oft (z. B. auch in Silberberg und Dömitz) in Zwiespalt mit seiner Umgebung geriet und sich dann mit der ganzen Lebhaftigkeit des Sanguinikers aus den ehemals so freundlichen und so gepriesenen Verhältnissen gewünschte. Sein Temperament ist eben mindestens bis in die Mannesjahre höchst ungleichmäßig, ja launenhaft gewesen, denn auf den nach Poetenart leicht Erregbaren wirkte alles viel schärfer. Nur das ist dann wieder erfreulich, daß er die entstandenen Gegensätze durch die innere Heiterkeit seines Wesens, die alle unglücklichen Stimmungen am Ende siegreich bezwang, schließlich wieder auszugleichen wußte. Dies gilt nun auch von den Verhältnissen zum Zehlickeschen Hause, das er zunächst gern verließ, teils wegen der Reibereien mit seinen Pensionsgenossen, besonders aber wegen der Frau Direktorin, die ihm nach seinen Worten die Weihnachtsferien 1829/30 so unerträglich machte „als vielleicht eine eben so lange Strafe im Karzer nicht gewesen wäre; sie ließ ihrem Unmut so sehr freien Lauf, daß mit jedem Wort das sie mit abgewandtem Gesicht an ihn richtete, eine Grobheit, die er nicht erwidern durfte, aus ihrem Munde ging“ (S. 40). Als ihm dann am ersten Feiertag gar noch das Unglück begegnete, daß der Kreisel, den er für den kleinen Johannes abschnurren wollte, gegen ein Bild an der Wand flog und das Glas zertrümmerte, schenkte er eine für den Vater bestimmte Zeichnung dem Herrn Direktor „weil das Gesicht der Frau Direktorin laut Schadenersatz forderte“. Die Lage der Dinge war also sicher höchst unerquicklich, und man kann es von Reuters Standpunkt aus verstehen, daß er sich freute, als er endlich eine andere Pension bezogen hatte. Stark übertrieben und objektiv unwahr aber ist es, daß ihm, so lange er dagewesen sei, nur selten die Freuden-sonne gelächelt habe. Hat er doch später in treuem Gedenken an fröhliche Stunden das Haus seines Direktors gern wieder aufgesucht, z. B. nach seiner Entlassung aus Dömitz. Auch soll er, wie wenigstens Gädertz II, 21 versichert, gerade von der zweiten Gattin Zehlickes

viel gehalten haben. Diese Anerkennung der von demselben Gewährsmann ungemein wirtschaftlich, wohlwollend und leutselig genannten Frau dürfte aber erst in eine spätere Zeit fallen, als die Jahre den Charakter Reuters und die Gegensätze abgeklärt hatten.

Nicht ohne Interesse sind die Verhandlungen, die Fritz Reuter mit ziemlich großer, vom Vater jedoch gutgeheißener Selbstständigkeit wegen einer neuen Pension führte. Er wandte sich zunächst an den Buchbinder Zimmermann, der nicht allein etwas Bildung hatte, sondern auch ein äußerst rechtlicher und braver Mann sein sollte. Dieser forderte für ein Zimmer und eine Kammer mit Heizung, Licht, Wäsche, Mittagessen, Abendessen, Vesperbrot, Frühstück und Ameublement 150 Thaler, aber ohne Abzug. Das war dem Bürgermeister zu viel; er hätte überhaupt am liebsten gesehen, daß sein Sohn sich um Freitische bemüht hätte, aber an solche war bei einer so „ungeheuern Menge von Teilhabern“, wie der wohl auch in diesem Punkt etwas bequeme Fritz mit deutlicher Übertreibung versichert, garnicht zu denken. Die Sache zerschlug sich also, und da unser Primaner zu dem von Zehlicke empfohlenen Pastor Burchard nicht ziehen wollte, weil dieser mehr Schüler einzunehmen beabsichtigte und sich dann das Verhältnis zu den übrigen vielleicht ebenso gestaltet haben würde wie im Hause des Direktors (I. 37), ging er zum Bäcker Hilgendorf. Hier brauchte er („bei offenbar ebenso guten Leuten“) nur 130 Thaler zu bezahlen, mußte sich aber Thee und Zucker zum Abendbrot selber halten. Diese Pension, die er Neujahr 1830 bezog, ist für sein späteres Leben insofern von Bedeutung geworden, weil er hier mit dem spätern Rittergutsbesitzer Hilgendorf auf Klein-Tetzleben (in der Nähe von Treptow a/T.) dauernde Freundschaft schloß. In seiner trübsten Zeit, den vierziger Jahren, hat Reuter auf dessen Gut öfter ein Unterkommen gefunden, ähnlich wie bei Fritz Peters in Thalberg; auch ist seine Braut mehrere Jahre Erzieherin im Tetzlebener Hause gewesen. — Im übrigen nahm sich jetzt der Konrektor Gesellius auf den Wunsch des Vaters, dem die Beaufsichtigung seines Sohnes bei dem braven Bäckermeister wohl nicht vollständig genügen mochte, Fritz Reuters auf das liebenswürdigste an. Er besuchte ihn öfter auf seiner Stube, lud ihn

mehrfach zu Gesellschaften, ja in den Weihnachtsferien 1830/1 sogar zu einem Ball ein und stand mit dem Bürgermeister bezüglich seines Sohnes in einem lebhafteren Briefwechsel.*) Auf ein von ihm ausgestelltes gutes Privatzeugnis hin hat der Vater im Sommer 1830 seinem Sohn die Erlaubnis und das Geld (3 Friedrichsdor) zu einer kleinen Reise gegeben, die sich auf Gesellius' Rat nach dem idyllischen Rügen richtete und die der Dichter viele Jahre später (1867) in Eisenach einer befreundeten Gesellschaft launig beschrieb.**)

*) Die falsche, aber in allen Reuterbiographien wiederkehrende Behauptung, dass Fritz beim Konrektor Gesellius in Pension gewesen sei, ist jetzt von Paul Warncke (Fritz Reuter; Voigtländer, 1899, S. 304 Anm. 8) endgiltig aus der Welt geschafft worden. W. hat sich die negative Thatsache von dem Sohne des Konrektors, dem Sanitätsrat Dr. Gesellius in Lübz, bestätigen lassen und im übrigen auch ganz überzeugend nachgewiesen, dass der aus Parchim vom 10. März (ohne Jahreszahl) datierte Brief bei Engel an falscher Stelle steht und S. 42 eingeschaltet werden muss, weil er sicher aus dem Jahr 1830 stammt. Man wird fortan also den Konrektor Gesellius nur noch als den geistigen Pensionsvater Fritz Reuters in der zweiten Hälfte seiner Parchimer Jahre ansehen dürfen, als solchen aber auch voll und ganz. Die herzliche Dankbarkeit, die ihm der Dichter sein Leben lang bewahrt hat, bezeugt u. a. die Widmung des ersten Teiles der Stromtid an „seinen lieben Lehrer und väterlichen Freund“. Über Gesellius erfährt man sonst näheres aus Fr. Latendorfs sorgfältiger Broschüre: Karl Horn und Heinrich Gesellius, die Lieblingslehrer Fritz Reuters (Pösneck, Latendorf, 1881).

**) Wilbrandt hat den schriftlichen Vortrag in Händen gehabt, meint aber, dass er für eine vollständige Mitteilung zu harmlos sei, und führt deswegen (S. 9—10) nur einzelne Stellen aus ihm an, die nicht übel sind. Darnach scheint das Ganze kaum unter der allerdings plattdeutschen Urgeschicht von Meckelnborg zu stehen und braucht dem Reuterliebhaber nicht vorenthalten zu werden, ebensowenig oder vielmehr weniger als die häufig recht mittelmässigen hochdeutschen Gedichte Reuters, die Gädertz in Fülle bringt. Auch darüber muss man sich wundern, dass Reuters Lustspiele, die trotz ihrer technischen und dramatischen Verfehlung doch eine Reihe von hübschen Szenen, eine prächtige Situationskomik und jene echt Reutersche Kleinmalerei zeigen, weder in die sämtlichen Werke aufgenommen, noch von den Reuterphilologen und Reutersammlern, nicht einmal zum Teil, wiederveröffentlicht worden sind. Das jüngere Geschlecht kennt sie nachgerade ebenso wenig wie bis vor kurzem das Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern. Der Vorwurf, dass neuerdings zu viel mittelmässiges von Reuter veröffentlicht werde, ist zwar nicht ganz unbedeutend, kann aber doch nur bedingungsweise gelten. Für den Biographen ist auch untergeordnetes häufig von grosser Bedeutung, da gerade solches den Dichter in seinem Werden und Wachsen oft am besten zeigt. Auch ist noch mehr Stoff zur Beurteilung von Reuters hochdeutscher Prosa zu wünschen, schon deswegen weil der niederdeutsche Dichter infolge seiner hochdeutschen Erziehung eigentlich und jedenfalls in allem Grössern doch

Reuters Fleiß auf der Schule ist im ganzen nicht sehr groß gewesen, wie er später selbst zugestanden hat. Darüber können einzelne Stellen in seinen Briefen nicht täuschen, wenn er z. B. am 28. November 1828 seinem Vater den festen Vorsatz mitteilt, die in vier Stunden vorgetragene Mathematik zu wiederholen und auszuarbeiten und dann noch ein langes lateinisches Exerzitium zu machen, was im ganzen von 1—7½ Uhr dauern werde; oder wenn er ein Jahr später gar in einer Woche drei Nächte mit seinem Freunde Krüger durcharbeitet! Daher sind seine Schulzeugnisse auch fast alle mäßig, selbst das beste und halbwegs berühmt gewordene von Michaeli 1829 bis Ostern 1830 (Briefe I, 50—51 u. anderwärts). Etwas mag ihn eine öfters wiederkehrende Halsentzündung gehindert haben. Die Hauptsache war aber doch, daß die Schulgegenstände ihm nur geringeres Interesse abzugewinnen vermochten, der deutsche Aufsatz und die Mathematik ausgenommen, die ihn beide in wunderlicher Vereinigung stets am meisten angezogen haben. Auf das zuletzt genannte Fach kam er später in der Festungszeit wiederholt zurück, ein Beweis dafür, wie tief die Neigung für diese trocknere Wissenschaft in ihm wurzelte. Dem entsprachen auch seine Leistungen auf dem Gymnasium, die, obgleich Reuter erst ziemlich spät (Ostern 1830) in diesem Gegenstande nach Prima gesetzt werden konnte, doch keineswegs unerheblich waren, besonders in der letzten Zeit. Noch bedeutender mußte er sich im deutschen Aufsatz entwickeln, als er ihm endlich größern Fleiß zu widmen anfang. So meldet denn der Brief vom 12. Januar 1830, daß er in den Weihnachtsferien unter anderm zwei deutsche Aufsätze angefertigt habe, die recht günstig beurteilt worden seien. Der eine hieß: Schilderung eines edlen Jünglings; darunter schrieb der Direktor: der Aufsatz enthält viel Wahres, manches Schöne und wenig Verfehltes in der Ansicht; die Darstellung ist von unedlen Ausdrücken fast ganz rein. Der andere hatte das Thema: Rat an einen Jüngling, der sich der Schauspielkunst widmen will; darunter

vom Hochdeutschen ausgegangen ist. Dass sich für jeden tiefem Reuterverehrer schliesslich auch in dem Minderwertigen überall Goldkörner und zwar echte Reutersche Goldkörner finden, mag nur nebenbei betont werden.

stand: der Aufsatz verrät Nachdenken und Geschick (S. 39—40). Auch sonst erwähnt Reuter seine deutschen Arbeiten in den Briefen noch öfter, z. B. in dem interessanten Schreiben vom 22. Januar 1831, wo er seine Aufsätze mit denen seines Freundes Krüger vergleicht; er betont dabei, daß er sehr rasch arbeite, seine Kraft immer auf den Totaleindruck verwende und das Thema nie verfehle. Er sei auch bisher der einzige gewesen, der ein einfaches und unbedingtes Gut erhalten habe, obgleich ihm der Freund sonst oft in den Censuren überlegen sei und den Ehrenplatz des Ersten in der Klasse festhalte. Als dann der Vater einige Monate später einmal leise Zweifel äußert, ob sich Fritz nicht in Hinsicht eines Aufsatzes zu sehr gelobt habe, kann der Sohn ihm vorhalten, daß der Direktor sich seine Arbeit vor einigen Wochen wieder ausgebeten und sie einem Lehrer aus Ludwigslust, dem Rektor Meier, vorgelesen habe. Dieser äußerte hernach zu einem andern Schüler, er habe heute den Aufsatz eines Parchimer Primaners gesehen, der „so gut gewesen sei, daß er nicht geglaubt habe, auf Schulen solche Aufsätze zu finden“ (S. 60). Derselbe Brief teilt auch mit, daß Fritz auf den Wunsch und die Wahl der Klasse hin ein Gedicht zum Geburtstag des Direktors anfertigen solle.

Das alles sind ja erfreuliche Zeichen geistiger Regsamkeit und ernstestrebens, wie denn überhaupt der Briefwechsel aus der letzten Parchimer Zeit einen sich sonst kaum mehr wiederholenden angenehmen Eindruck hinterläßt. Auch die peinlichen Verwicklungen zwischen Vater und Sohn wegen der Rechnungen hören jetzt auf — peinlich darum, weil man trotz aller Beteuerungen des Sohnes das Mißtrauen des Vaters für ziemlich berechtigt halten muß und sich dem Glauben nicht verschließen kann, daß Fritz mit der bekannten Weite eines Schüलगewissens die Rechnungen öfter zur Erhöhung seines an und für sich schon nicht unbedeutenden Taschengeldes benutzt habe. Wie sparsam übrigens der Bürgermeister wieder bei anderer Gelegenheit sein konnte, beweist der Umstand, daß der Sohn — allerdings nach seiner eigenen Angabe — im Winter 1830 der einzige Primaner war, der keinen Mantel hatte.

Sonst ließ sich Fritz kaum etwas abgehen und

lebte, wie die Stammbuchblätter wieder darthun und daneben einige trübe Andeutungen in den Briefen, auch in Parchim recht fröhlich: die Zeit dort ist ihm deshalb auch später noch stets als die glücklichste seines Lebens erschienen. Seine unangenehme Kehrseite hatte das halb studentische Treiben allerdings im Karzer, der den leichtsinnigen Primaner des Öfteren beherbergt hat. „Wer sechsmal auf dem Karzer gesessen hat, kommt auch wohl zum siebenten Male hinauf“, schrieb ihm sein Freund v. Restorff (Gädertz II, 15) voll kameradschaftlicher Zuversicht ins Stammbuch und wird schwerlich fehlgeschossen haben. Unterhaltender waren jedenfalls die Wachtdienste, die dem zwanzigjährigen Primaner kürzere Zeit lang ebenso gut wie seinem Direktor oblagen, als sich im Oktober 1830 auch in Mecklenburg einige Unruhen gezeigt hatten und deswegen eine Kommunalgarde mit Patrouillendienst eingerichtet worden war. Auch das bischen Liebe, ohne das es nach Heine nirgends einen Halt giebt, hat Reuter in Parchim nicht gefehlt. Wir wissen aus dem 21. Kapitel der Festungstid, daß es ein schöner blonder Kopf war, der ihn und seinen Freund Wählert einst zu einem närrischen Ständchen und zu dem unheilvollen Erklettern eines Pflaumenbaumes veranlaßte. Am erkältendsten aber wirkte der hofrätliche Vater, als er sich am nächsten Morgen solche nächtlichen Ruhestörungen durch seinen Bedienten und durch einen Hinweis auf die strafende Gerechtigkeit des Direktors in Zukunft verbat. Auch die Stammbuchblätter gedenken mehrfach jenes wohl etwas ausgeschmückten Vorfalls und der Thee-dansants, auf denen Reuter mit seiner Jugendliebe: Adelheid Wüsthoff zusammentraf. Ihr allerdings stark verzeichnetes, nicht sehr anmutendes Bild giebt Römer S. 31 nach einer Skizze des Dichters, und Gädertz steuert einige Primanerverse an sie bei, die sich auf dem innern Deckel des von Reuter damals benutzten französischen Handwörterbuchs gefunden haben und seine geringen Tanzerfolge mit einigem Humor behandeln. Immermann weist einmal auf die große Bedeutung einer schönen, poetischen Jugendliebe für einen Dichter hin, und das scheint auch für Reuters Neigung gelten zu dürfen. Bekennt er doch selber viele Jahre später (Dezember 1857) in dem ersten seiner beiden Briefe, die an die mittlerweile längst eine Frau

Hermes gewordene Adelheid in Malchow gerichtet sind (XV, 132 ff. und 145 f.), daß ihre liebliche Erscheinung die ersten Keime der Poesie in seinem Herzen geweckt habe; er macht sie deswegen denn auch humoristisch für alle seine Poesieen mit verantwortlich und will ihr fortan von jedem Werk ein Pflichtexemplar einsenden. Drei Jahre darauf (5. Januar 1861) hat Reuter noch einmal an seine alte Jugendliebe geschrieben, etwas kürzer und geschäftsmäßiger, aber schließlich doch mit unverminderter Herzlichkeit, denn Adelheid soll ihrem Sohne Julius sagen, daß er irgendwo noch einen alten Onkel habe, der es mal recht sehr gut mit seiner Mutter gemeint hat. Ob die Erinnerung auf Reuters Dichtungen von Einfluß gewesen ist und vielleicht in einem seiner Mädchen- oder Frauencharaktere nachklingt, wird sich mit Raatzscher Methode kaum feststellen lassen. Mir will es allerdings scheinen, als ob die liebliche Luise Hawermann mit ihren blonden Locken und blauen Augen (die nur äußerlich den Vornamen von Reuters Frau trägt) der anmutigen Adelheid nachgedichtet worden sei. Daraus würde sich zugleich manches erklären: der wunderbare poetische Duft und Glanz, der gerade diese Reutersche Gestalt umgiebt, aber auch das ideal-verschwimmende und märchenhaft-neblige, das die blonde Predigerstochter zu keiner ganz deutlich gezeichneten Figur werden läßt.

In den Tagen dieser jugendlichen Schwärmerei hat Reuter auch einer ernsten und schwierigeren Arbeit obgelegen, den Vorbereitungen zu seiner Abgangsprüfung vom Gymnasium. Der Vater wünschte freilich, daß er sich nicht im Spätsommer 1831, sondern erst im nächsten Frühjahr ins Examen wagen solle, wahrscheinlich weil er seinem Sohn nicht recht traute und einen unangenehmen Mißerfolg befürchtete. Allein der ging diesmal mit einer Frische und einem Mut vor, wie wir ihn sonst nur selten in den Briefen an seinen Vater wahrnehmen, als wenn ihm seine Jugendneigung besondere Kräfte und ein unerschütterliches Vertrauen zu sich selber verliehen habe. So willigte denn auch der Vater schließlich ein, aber erst nachdem er beim Konrektor Gesellius angefragt und dieser rückhaltslos zugestimmt hatte. Der Ausfall der schriftlichen Arbeiten, den Römer S. 32 nebst den Themen mitteilt, war freilich

nicht gerade sehr verheißungsvoll, weil der lateinische und französische Aufsatz nur inhaltlich, stilistisch und sprachlich aber nicht als genügend bezeichnet werden konnten. Andererseits errang Reuters deutscher Aufsatz: „Über den Mißbrauch der Schwächen anderer“ infolge seines Mißverhältnisses zwischen Einleitung und Ausführung nicht, wie wohl erwartet werden durfte, ein gutes, sondern nur ein genügendes Urteil, obgleich es dem Verfasser nach Zehlickes Meinung weder an Gedanken noch an Gabe der Darstellung fehlte. Ähnlich war es in der Mathematik. Trotzdem wurde Reuter am 15. August 1831 nach dem mündlichen Examen, dem er sich zusammen mit dem spätern Bürgermeister und Hofrat Franz Flörke in Grabow unterzög, für reif befunden.*) Das Zeugnis konnte allerdings nicht glänzend ausfallen**) und würde heutzutage schwerlich die Erklärung rechtfertigen, daß sein Inhaber ausreichende Kenntnisse zum Besuch der Universität habe. Man war damals eben nicht so streng und sah mit vielleicht zu großer Milde mehr auf das Ganze als auf das Einzelne: bei Reuter auf die „geistige Regsamkeit“ und die „günstige Anlage“.

So konnte Fritz denn die Stadt verlassen, wo er über drei Jahre frisch, fröhlich und auch ziemlich frei gelebt hatte, ähnlich wie in Friedland: das muß gegenüber den bekannten Redereien vom drückenden und tötenden Schulzwang betont werden. Reuter ist wahrlich kein Musterschüler gewesen und hat höchstens zum bessern Durchschnitt oder zum Durchschnitt der Bessern gehört. Trotzdem hebt er im letzten Kapitel der Festungstid, wo von seinem Besuch in Parchim und der Parchimer Prima die Rede ist, hervor, daß seine Lehrer vorher und nachher immer freundlich zu ihm gewesen seien. Seiner Schulzeit hat Reuter dann später in mehreren ausgezeichneten Schulscenen seines Romans

*) Das 25. Kapitel der Festungstid erzählt am Schluss das Wiedersehen Reuters mit diesem alten Schulfreund auf seiner Auslieferungsreise nach Dömitz und teilt zusammen mit einer Stelle im 26. auch einige kleinen Vorkommnisse des Prüfungstages mit.

**) Reuters Kenntnisse wurden in den fremden Sprachen als nicht völlig genügend und nur in der Mathematik und Geschichte als genügend befunden; s. das Entlassungszeugnis bei Gädertz, Fritz Reuter-Reliquien, S. 8.

Dörchläuchting (1866) ein bleibendes Denkmal gesetzt; auch soll der Konrektor Äpinus, der in der Hauptsache allerdings dem vor hundert Jahren in Neubrandenburg thätigen Schulmann Bodinus, dem trefflichen Lehrer und Gönner des wackern Johann Heinrich Voß, entspricht (s. Raatz S. 151 ff.), einige Züge des von Reuter besonders hoch verehrten Konrektor Gesellius tragen. Dieser scheint freilich in seinem Wesen feiner und vornehmer gewesen zu sein als der mehr derbe Äpinus. Aber gerade deswegen kann und wird er seine Klasse ebenso sicher beherrscht haben wie der andere, dem es nicht schadet, daß ihm bei seinem Eintritt in die Schulstube ein Kissen an den Kopf fliegt, mit dem die Schüler in sekundanerhaftem Übermut sich werfen, und daß er seine gelehrten Anmerkungen ahnungslos auf Dorothea Holzens Jackenmuster geschrieben hat: in dem einen Fall bewahrt er seine Ruhe und stellt auch keine große Untersuchung an; im zweiten zeigt er seine überlegene Sicherheit und läßt einen lächerlichen Zufall als Grund zur ausgelassenen Heiterkeit seiner Sekundaner gelten, obgleich seine eigene Person mit im Spiel ist. Viel toller und übermütiger geht es im achten Kapitel zu, wo der Konrektor eines Nachmittags auf dem Schulflur Pagel Zarnewitz und Korl Bentwisch bei einem äußerst verwickelten Zweikampf überrascht und dann in der Klasse selbst durch ein vollständiges römisches Kavalleriegefecht nach Livius eigentümlich erfreut wird. Es folgt die Schilderung einer Homerstunde, die schließlich ein Lakai des gewitterfürchtenden Dörchläuchting stört, und eine Vergillektion, wo Pagel Zarnewitz mit Hilfe des boshaften Korl Bentwisch ganz unglaublich übersetzt und nur durch den wieder sich meldenden Diener des verängstigten Fürsten vor einer derben Handgreiflichkeit des Konrektors bewahrt bleibt. Trotz ihrer Komik verstoßen indes alle diese Schulscenen nirgends gegen einen guten Ton und die Pietät; sie sind wohl oft übermütig, aber nie fratzenhaft (wie z. B. die Ecksteinschen Humoresken) und stellen den prächtigen Humor des Dichters ebenso wie sein gutes Herz ins beste Licht.

Im einzelnen dürfte noch aus der Homerstunde die sehr ansprechende Übersetzung einer berühmten Stelle ins Plattdeutsche interessieren, weil sie Reuters bekannte Vorliebe und sein ausgezeichnetes Verständnis

für den größten Epiker zeigt. Köstlich ist schon die Einleitung dazu, wenn Langnickel das in frage stehende *δαμόνιε* mit: ‚O du Ungetüm‘ und Korl Siemßen, eine Einhülfe des Konrektors mißverstehend, mit: ‚Dausendßaßa‘ übersetzt. Nun greift mit allem Eifer seines homerfreudigen, jetzt aber homergekränkten Herzens Äpinus selber ein und überträgt die Verse (Ilias VI, 407—411: es handelt sich um den Abschied Hektors von Andromache und imbesondern um die Vorwürfe der letztern):

*Δαμόνιε, φθίσει σε τὸ σὸν μένος, οὐδ' ἐλεάσεις
παῖδά τε νηπίαχον καὶ ἐμ' ἄμμορον, ἣ τάχα χήρη
σεῦ ἔσομαι τάχα γάρ σε κατακτανέουσιν Ἀχαιοὶ
πάντες ἐφορηθέντες. ἐμοὶ δέ κε κέρδιον εἶη
σεῦ ἀφαρματούση χθόνα δύμεναι —*

folgendermaßen in sein geliebtes Platt: Du Düwelskirl, törn (zügele) dinen Maud. Hest du kein Erbarmen mit dinen lütten Jungen — dor meint sei ehren lütten Astyanax mit, den sei up den Arm hett — un mit mi Unglücksworm, de bald Witfru von di sin ward? Denn wo lang ward dat wohren, denn störmn de Achaier all up di los un maken di kolt, un wat heww ick dorvon anners as idel Weihdag (eitel Schmerzen), wenn ick ahn di dor sitt? — — —

Uns aber mag diese Übersetzung statt aller mehr oder minder fragwürdigen Schulzeugnisse Reuters den Beweis liefern, daß der Dichter nicht erfolglos jahrelang auf den Schulbänken Friedlands und Parchims gesessen, daß er außer manchen schätzenswerten Kenntnissen Liebe und Verständnis für die edle klassische Dichtung und ein fein entwickeltes Sprachgefühl mit ins Leben hinausgenommen hat.*)

*) Nach Beendigung seiner Reis' nach Konstantinopel (1868) hat Reuter sich, wie aus seinem vorletzten Brief an den Freiherrn von Vincke (vom 17. August 1869) hervorgeht, auch noch einige Zeit mit dem Plan getragen, seine Schülerzeit zu beschreiben. Allein schon wenige Monate später (am 14. Februar 1870) erklärte er demselben, dass es ihm zu schwer werde, unter den ihm vorliegenden Stoffen eine Wahl zu treffen; noch schwerer aber werde ihm der Entschluss, ein Buch herauszugeben, das vielleicht den frühern nicht gleichkomme. So ist denn eine Schülertid unterblieben — leider, wenn wir nach den kleinen Proben in Dörchlächting urteilen. Diese müssen uns also das ungeschriebene Buch ersetzen, wie sie denn auch wohl den Gedanken eines grössern Buches in Reuter beim Schreiben selber angeregt haben dürften.

III.

Rostock. Jena.

Schon mehrere Monate bevor Fritz Reuter das Reifezeugnis in Parchim erhalten konnte, war sein Vater mit sich zurate gegangen, auf welche Hochschule er seinen Sohn schicken sollte. Rostock als die Landesuniversität zu wählen, um Fritz noch den Winter über in der Nähe zu behalten, lag ja am nächsten, und so wandte sich der Bürgermeister, wie aus den von Gädertz mitgeteilten Papieren des Studenten Reuter hervorgeht (Reuter-Reliquien S. 6 f.), spätestens schon im Februar 1831 an den Rektor und das Konzilium der Akademie Rostock mit der Bitte, seinem Sohn eine Stelle im sogenannten Konviktorium verleihen zu wollen. Trotz des eingelaufenen ‚Expektanzscheines‘ trug sich der Bürgermeister im Sommer doch noch längere Zeit mit dem Plan, Fritz nach Halle zu senden, und der Konrektor Gesellius bestärkte ihn auch in diesem Gedanken, weil der junge Jurist „dort auf eine sehr würdige Weise in sein Studium eingeführt werde“. Schließlich kam man aber wieder auf Rostock zurück, wohin Fritz Reuter dann nach einer Reihe schöner Freiheitswochen Mitte Oktober abging. Seine Immatrikulation fand dann am 19. Oktober statt.

Jeden Meckelbörger geiht dat Hart up (geht das Herz auf) un männigmal ok de Geldbüdel, wenn von Rostock de Red' is, sagt der Dichter in der Einleitung seiner Reis' nach Konstantinopel und vergleicht dann die echt mecklenburgische Stadt humoristisch mit Athen: Warnemünde sei ihr Piräus, das Spill (die Winde) dort auf der Westmole müßte eigentlich Sunium heißen, auf dem Wege nach Papendorf die Akropolis stehen, und unter der gewölbten Vorhalle des Rathauses müßte Aristoteles mit seinen Schülern wandeln, ohne daß ihn die Polizei belästigen dürfte. Dies Warnow-Athen ist, wie Reuter fortfährt, der Up- un Dalsprung, das A und O, jedes richtigen Mecklenburgers. Und dann steigt die alte fröhliche Zeit vor den Augen des Dichters wieder empor: auf Professor Elvers' Institutionen kann er sich freilich nicht mehr recht besinnen, desto lebhafter aber erinnert er sich des lustigen Studentenlebens, als sie sich mit

den alten braven städtischen Kriegsknechten, den sogenannten Krebsen, herumjagten und Fensterscheiben einwarfen; als sie die große soziale Frage in der ‚Allgemeinheit‘ und besondere Fragen, z. B.: Was ist Ehre? in ihrem Kränzchen lösten; als sie von Karlshof mit Fackeln in die Stadt zogen und Fritz Reuter für einige neue Verse zu dem erhebenden Liede: „Höret die Geschichte von der Wasserflut“ gewichtiges Lob erntete; als die Fackeln dann auf dem neuen Markt unter den Klängen von: „Freiheit die ich meine“ zusammengeworfen wurden und die Nachtwächter vor lauter Rührung das Einschreiten gegen den Straßenunfug vergaßen. Auch des damals schon im Hotel de Russie üblichen Studentenballes gedenkt Reuter und äußert behaglich seine Freude darüber, daß der alte gute Professor Fritzsche auf jenem Fest nach der Melodie: „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen“ lustig getanzt habe.

Anders als in dieser fröhlichen Erinnerung, die alles trübe fortgewischt hat, spiegelt sich die Rostocker Studentenzeit Reuters naturgemäß in den Briefen an seinen Vater, die auch hier wieder als die vornehmlichste Geschichtsquelle gelten müssen. Ihr ernstes und oft dunkles Bild mögen aber die lustigen Farben der oben angeführten Schilderung von vornehmersin ein wenig erhellen.

Seit jeher war es ein Herzenswunsch des alten Bürgermeisters gewesen, daß sein einziger Sohn sich dem Studium der Jurisprudenz widmen möge, damit er dereinst sein Nachfolger in Stavenhagen werden und sein Lebenswerk nicht bloß nach einer Richtung hin fortsetzen könne. Vom Standpunkt des Vaters aus erscheint das sehr begreiflich, und ebenso wenig kann es an und für sich getadelt werden, daß der alte Reuter bei dem schwachen Charakter seines Sohnes gelegentlich mit stärkern Mitteln gegen ihn vorging und besonders scharfe Ermahnungen und Vorwürfe nicht sparte. Er hat immer und überall nur das Beste gewollt: daß seine gediegene, feste, aber auch schwerfällige und fast pedantische Art für das sorglose, schwankende und leichtsinnige Poetengemüt seines Sohnes nicht das geringste Verständnis besaß, war eine schlimme Fügung der Verhältnisse und kann dem Vater nicht angerechnet werden; hat er doch selber wohl am schwersten darunter ge-

litten, daß alle seine Zukunftspläne schließlich scheiterten und, als er starb, aus Fritz so gut wie garnichts geworden war. Das Wunderbare bleibt nun einmal bestehen, daß niemand je geahnt hat, was in Fritz Reuter steckte, weder seine Lehrer noch seine Freunde, überhaupt seine ganze Umgebung zu all und jeder Zeit, — am wenigsten jedoch sein eigener Vater! Andererseits kann man aber auch den Widerstand begreifen, den eine so bedeutende, wenn auch noch schlummernde Eigenart der ganzen Welt und vornehmlich dem wesensfremden Vater innerlich entgegensetzen mußte. Trotz alles schwächlichen Kleinwerdens und reuigen Zusammenbrechens läßt sich diese im Grunde echt mecklenburgische Zähigkeit öfter in den Briefen spüren. Namentlich eine Stelle aus dem dritten Rostocker Brief (vom 28. Januar 1832) muß hier angeführt werden, weil Fritz Reuter nach dem Eingeständnis einer neuen Schuld dem Vater nun auch seinerseits Vorwürfe macht: — — „der meiste Ärger ist Dir geworden, durch Deinen eigenen Argwohn und durch Andere, die Du mir zu Wächtern bestimmt hattest. Von Jugend auf haben Andere für mich gehandelt, ich bin nie zum Richter meiner Thaten gesetzt worden, Andere haben sie gebilligt und verdammt, ich selbst habe nie Gelegenheit gehabt zu sagen: das will ich werden oder das will ich thun, Andere haben gesagt: das sollst du werden, das sollst du thun. Meine Eigentümlichkeit ist eine fremde, durch meine Wächter eingepfropft worden, daher die Halbheit in meinem Betragen; weil ich nie gezwungen worden bin, mit den Zufälligkeiten außer mir unmittelbar in Berührung zu treten, sondern in wichtigen Dingen immer mittelbar durch einen Vormund, daher der Wankelmut und Leichtsinns in meinem Charakter. Die Hauptfehler, die Du mir vorwirfst, sind Unfleiß und Verschwendung; Du hast Recht; aber sie sind die natürliche Folge des Vorhergesagten — — —.“ Man wird zugestehen müssen, daß in diesen Klagen viel wahres liegt, und doch kann man auch wieder dem Vater nicht Unrecht geben, der den Charakter seines Sohnes von Fall zu Fall beurteilte und dessen besondere Individualität schon deshalb nicht zu würdigen verstand, weil sie sich keineswegs durch geistig hervorragende Leistungen offenbarte. Auch die prüfende Nachwelt, die es doch so viel leichter hat,

wird in dem jungen Fritz Reuter, soweit schriftliches von ihm vorliegt, namentlich in den doch sonst den Genius oft schon verratenden Briefen, nicht allzuhäufig einen Geisteshauch des spätern Dichters, ja überhaupt nur den einer bedeutenden Persönlichkeit verspüren.

So ist denn das Gängelband und das Mißtrauen des Vaters von seinem Standpunkt aus berechtigt, umso mehr als Fritz Reuters Verhältnis zur Jurisprudenz das immerwährende Schwanken seines Charakters besonders deutlich und unangenehm zeigt. In den ersten Briefen klagt er über den „schlechten, planlosen, matten und verworrenen“ (!) Vortrag seiner Professoren (er hörte nach Gädertz, Reuter-Reliquien S. 10, bei Professor Elvers Institutionen und bei Professor Türk juristische Encyklopädie) und will sein Studium fortan gänzlich auf das Kompendium von Mackeldey beschränken; er geht in die Vorlesungen, bleibt dann weg usw., findet aber schließlich Ende Februar an der Jurisprudenz doch im ganzen wieder rechtes Gefallen. Wie groß dies im grunde gewesen ist und welche Beurteilung auch seine wiederholten Fleißgelöbnisse verdienen, erhellt zur Genüge aus der verblüffenden Kürze des Rostocker Abgangszeugnisses, in dem unserm Dichter keine einzige Vorlesung bescheinigt worden ist! Man wird also kaum fehlgehen, wenn man den Besuch der Kollegien und auch die sonstige Beschäftigung Reuters mit der Jurisprudence den brieflichen Angaben zufolge, die immer nur die augenblicklichen Verhältnisse betonen, lediglich als Pausen in seinem Rostocker Leben ansieht.

Unter diesen Umständen mußte es ihm natürlich unangenehm sein, daß der Vater sich in seiner Herzensorge und seinem geringen Vertrauen an andere wandte und sie um Nachrichten über seinen Sohn bat. Der eine von diesen ist wieder des Dichters Vetter August, der zusammen mit Fritz die Universität bezogen, aber recht wenig mit ihm verkehrt zu haben scheint: Reuter wußte bei seinem schlechten Gewissen wohl, weshalb es rätlicher sei, diesen Umgang möglichst zu meiden. Der andere, den der Bürgermeister hin und wieder um Auskunft über Fritzens „Finanzen“ (S. 73) anging, war der Sohn des alten, mittlerweile schon (1826) verstorbenen Amtshauptmanns Weber. In der Franzosentid wird auch seiner ein paarmal kurz gedacht, namentlich an

der bekannten Stelle, wo der Amtshauptmann dem Bürgermeister auseinandersetzt, daß ihm Dirns tauquarig seien und daß er Gottlob auch einen Jungen habe. Dieser hatte allerdings schon längst das Vaterhaus verlassen und als Kaufmann zusammen mit Saniter das große Taback- und Kolonialwarengeschäft, Firma Saniter und Weber, in Rostock begründet, das sich bis in die achtziger Jahre hinein eines bedeutenden Rufes erfreute. Zu ihm war dann auch nach dem Tode ihres Gatten seine als Neiting (=Nettchen, Agnes) aus der Franzosentid wohlbekannte Mutter gezogen, die Fritz Reuter schon in Stavenhagen schätzen gelernt hatte. Um so mehr Grund für ihn, sich in der Weberschen Familie von vorneherein wohl zu fühlen, zumal man ihm als guten Bekannten auch allgemein freundlich entgegenkam und der schlichte, herzwinnende Ton des Weberschen Hauses überhaupt schon ungemein wohlthuend berühren mußte. Der Bürgermeister hatte außerdem dafür gesorgt, daß Fritz bei Weber und bei seinem Geschäftsfreunde Saniter einen Freitisch erhielt, teils um ihn in Familienzusammenhang zu bringen und ihm damit einen gewissen Halt in den freieren Verhältnissen der neuen Stadt zu geben, teils wohl auch aus angeborener Sparsamkeit. Denn an und für sich wäre das bei seiner Vermögenslage, die sich durch den Betrieb einer größeren Landwirtschaft und einer Brauerei von Jahr zu Jahr günstiger gestaltete, kaum nötig gewesen, ebensowenig wie die schon oben berührte Bewerbung um ein Konvikt. Aber der Bürgermeister glaubte nun einmal, wenn es anging, das Geld schonen zu müssen. Auch mag er für die Erziehung seiner beiden Neffen August und Ernst größere Ausgaben gehabt haben, die er bei anderer Gelegenheit decken wollte. Sonst hat er bekanntlich an Fritz nie gespart, auch nicht in Rostock, wie Einzelheiten aus den Briefen beweisen können, noch viel weniger aber später*)

Aus dem Konvikt war nun im Winter nichts geworden, vielleicht weil der lebenslustige Student, dem

*) Fritz Reuter hat in Rostock einen Wechsel von 150 Thalern bezogen, ist aber mit dieser für damalige Zeiten nicht unerheblichen Summe (zumal wenn man die Freitische in Anschlag bringt) keineswegs ausgekommen.

die „Kaldaunenschluckerei“ nicht behagte, die nötigen Schritte zur rechten Zeit verabsäumt hatte. Aber der Bürgermeister ließ nicht nach, und so meldete ihm Fritz denn Ende Februar, er sei um das Konviktorium schon eingekommen, habe jedoch keine sehr tröstliche Antwort erhalten, nämlich daß er bei der so großen Zahl älterer Expektanten im glücklichsten Fall erst zu Weihnachten 1832 auf Hebung rechnen könne. Wie weit dies auf Wahrheit beruht, entzieht sich der Beurteilung. Tatsache ist jedenfalls, daß sich die Universität Rostock noch mehr fast als das in dieser Hinsicht bekannte Greifswald stets durch ausgedehntere und namentlich Landeskindern gewährte Unterstützungen ausgezeichnet hat.

Übrigens scheinen auch die Freitische dem ungebundenen Sinn Fritz Reuters nicht immer behagt zu haben, wenn wir eine Andeutung in den Briefen I, 66 richtig verstehen, besonders die Saniterschen. Nur bei Weber hat er immer gern verkehrt, ist auch öfter in Gesellschaft dahin gebeten und stets sehr freundlich aufgenommen worden (S. 75). Hin und wieder hat ihm der seelensgute Kaufmann sogar mit größeren Vorschüssen aus Geldverlegenheiten geholfen.

Über den studentischen und persönlichen Verkehr Reuters finden sich in den Briefen nur kärgliche Andeutungen. Anfangs hat es ihm in den neuen Verhältnissen nicht recht gefallen, denn „die Studenten seien meist fade und das Leben unter ihnen sei dürftig unter aller Beurteilung; nichts freies, freundliches wie in Parchim, sondern alles sei in die albernen Burschenregeln gezwängt; sein einziges Vergnügen sei, wenn diese Albernheiten so recht kraß aufträten, sich mit Karl Krüger (dem Freund aus seiner Schülerzeit, mit dem er in der Lagerstraße — Nr. 1491 — zusammenwohnte) darüber recht auszulachen“. Er erklärt sich sogar geradezu für einen Narren, daß er nicht noch ein halbes Jahr in Parchim geblieben sei. Wir kennen indes diese augenblicklichen Verstimmungen Fritz Reuters schon, die ihren besondern Grund wahrscheinlich noch in einem zu starken Biergenuß des Schreibers gehabt haben werden, und legen ihnen kein großes Gewicht bei, zumal später ein Umschwung stattfand. Aus den Briefen erfahren wir freilich nur, daß Reuter sich bald doch mehr an die anfangs so faden Studenten anschloß und bei ihnen ebenso be-

liebt wurde wie früher bei seinen Mitschülern auf dem Gymnasium. Mit den albernen Burschenregeln, dem Komment, der gerade für Füchse seine Schwierigkeiten zu haben pflegt, dürfte es sich ähnlich verhalten haben. Es wird also wohl die Schilderung in der Reis' nach Konstantinopel wahr sein und von seiner Rostocker Studentenzeit im ganzen das getreueste Bild geben.

Übrigens pflegte Reuter auch mit andern, dem Studentenleben bereits entwachsenen Personen Umgang, so mit dem Advokaten Groth, der in demselben Hause wohnte und ihm, als er sich in argen juristischen Verlegenheiten befand, mit einem Heft von dem Leipziger Professor Schilling aushalf. Dies that ihm angeblich gute Dienste, weil es auf das von Reuter benutzte Mackeldeysche Handbuch berechnet war und ihm das dunkle darin vortrefflich erläuterte (S. 72). Noch mehr muß Fritz Reuter durch Groths Humor angeregt worden sein: die höchst originelle, durch ihre Massigkeit schon auffallende Erscheinung dieses später sehr gesuchten Advokaten und tüchtigen Juristen ist noch in den siebziger Jahren in Rostock stadtbekannt und stadtbekannt gewesen. Von dem Humor des Mannes erhalten wir eine kleine Probe in dem Unterhaltungsblatt (S. 86) — denn die Vermutung, daß unter dem Freund G., mit dem Reuter während seiner Rostocker Studentenzeit beim Tischler Saß in der Lagerstraße zusammenwohnte und der sich in den ersten Stadien des Advokatenlebens befand, gerade Groth zu verstehen sei, liegt sehr nahe.*)

*) Eine Anfrage bei dem Sohne hat jetzt diese Vermutung bestätigt. Herr Rechtsanwalt Dr. Groth in Rostock teilt mir ausserdem mit, dass Fritz Reuter mit dem Institutionenheft seines Vaters nach hause gereist sei, um es daheim als Zeugnis seines eigenen fleissigen Kollegienbesuchs vorzulegen: die Täuschung war deswegen möglich, weil die Handschrift beider fast gleich war. Auch erinnert sich Herr Dr. Groth, von seinem Vater gehört zu haben, dass er der Student in den Läuschen und Rimels sei. Dies kann sich nur auf die Zwei Geschichten ut de Slomsjohren (Flegel = Jugendjahre, hier Studentenzeit) von meinem Fründ Rein . . . beziehen und wäre deshalb von Wichtigkeit, weil der geistige Urheber von der Verwandlung des Kanarienvogels und dem Gänsehandel dann nicht Ludwig Reinhard, sondern eben der Advokat Groth gewesen ist. Ich halte das unter allen Umständen für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, weil Reuter den spätern Rektor zu Boitzenburg sicher nicht in Rostock kennen gelernt hat, sondern erst viele Jahre nachher. Die Studentenzeit lag damals schon weit hinter beiden und dürfte sie in der Unterhaltung weniger beschäftigt haben, sonst hätte Reuter wohl auch das von L. Reinhard wirk-

Der Schalk redet nämlich in der prächtig erzählten kleinen Geschichte: Stäweln ut Katüffelmehl seinem Hauswirt und Klienten mit größter Ruhe ein, daß jetzt schon Stiefel aus Kartoffelmehl gemacht würden und nächstens auch die Musikanten brotlos werden müßten, weil eine akustische Dampfmaschine von Berlin aus alle Städte mit der nötigen Tanzmusik versorgen würde. — Von ganz andrer Art ist der aus John Brinckman bekannte Lügenbold Peter Lorenz, dessen ungeheuerliche Geschichten Reuter in der Seemannskneipe Norwegen und bei Block in der Lagerstraße selbst angehört haben mag.

Damit ist alles erschöpft, was auf grund des vorhandenen Stoffes über Reuters erstes Semester gesagt werden kann.*) Es ist nicht viel und doch mehr als in den landläufigen Schilderungen von des Dichters Leben geboten zu werden pflegt, selbst in der jüngsten Biographie von Römer, der doch Reuters Briefe in weitgehendster Weise benutzen konnte und mußte. Das ist aber nur mangelhaft geschehen, wenn der Verfasser nach kurzer Einleitung über Reuters Studium nur folgendes hervorzubringen weiß (S. 35): „Beide Vorlesungen (s. o.) vermochten ihn nicht zu fesseln. Voll Selbstbewußtsein schrieb er an den Vater: — — In littera-

lich verübte Studentenstückchen, das Raatz S 36–7 mitteilt, erfahren und ebenfalls zu einem Läuschen verarbeitet. Dass der Dichter die beiden Grothschen Geschichten später diesem Freund zugeschrieben hat, kann nicht sehr auffallen, denn solche Änderungen nahm Fritz Reuter öfter vor, wenn ihm die eigentlichen Personen fremd geworden waren und die Spässe sonst nur zum Charakter der neuen passten. Das war nun hier bei Ludwig Reinhard der Fall, der sicher ein geistreicher Mensch gewesen ist und an dem Reuter stets mit einer besondern, auf humoristischer Wahlverwandtschaft begründeten Neigung gehangen hat. So wurde dieser der Fründ Rein . . . der Läuschen un Rimels und der Avkat Rein der Stromtid, nachdem der wirkliche Advokat Groth in des Dichters Erinnerung verblasst war. Überhaupt soll zwischen ihm und Reuter ein Briefwechsel nie bestanden haben und auch der Verkehr in Rostock nicht so besonders lebhaft gewesen sein, denn sonst würde nach Ansicht des Sohnes der alte Advokat öfter von Fritz Reuter gesprochen und von ihm erzählt haben. Trotzdem hat dieser seinen frühern Hausgenossen später wieder aufgesucht, als Reuter schon in Eisenach und zwar noch am Fuss der Wartburg — am Predigerplatz — wohnte.

*) Mir kamen allerdings ein paar kleine Erinnerungen aus dem Weberschen Hause, in dem ich während meiner Studentenzeit in den achtziger Jahren verkehren durfte, zu hülfe: es waren noch dieselben Räume, in denen auch Reuter sich einst so wohl gefühlt hatte, nur dass statt des Sohnes jetzt der Enkel des alten Amtshauptmanns dort lebte.

rischer Hinsicht muß Du mir den eignen Weg verzeihen; die Jurisprudenz, wie sie hier vorgetragen wird, würde mir ganz verleidet werden, wollte ich mich ihr mit meiner ganzen Kraft widmen, die, wie ich fühle, nicht unbedeutend ist. Dem Vater zu Gefallen schreibe er aber im Kolleg regelmäßig nach und beschränke im übrigen sein Studium auf den Mackeldey. Dagegen treibe er Mathematik und andere Schulwissenschaften mit Vergnügen. — Mit dem Ausschreiben einer nicht einmal wesentlichen und obendrein durch andere Stellen entkräfteten Äußerung ist nichts bewiesen: im Gegentheil, wir müssen aus ihr ein ganz schiefes Bild von Reuters Thätigkeit in Rostock gewinnen, wenn wir den wirklichen, oben geschilderten Thatbestand damit vergleichen. Sonst führt Römer nur noch eine Seite aus dem Anfang der Reis' nach Konstantinopel plattdeutsch an und erzählt schließlich eine ganz hübsche Geschichte, die sich in Rostock einst zwischen einem heruntergekommenen, thörichten Bauern und einer übermütigen Studentenschar zugetragen haben soll; sie scheint aber nicht in Reuters Studentenzeit zu fallen und erinnert außerdem an den Gaus'handel der Läuschen un Rimels, den der Dichter ebenso wie den Schwank vom Kanarienvogel wohl mit Unrecht seinem Freunde Reinhard zuschreibt. Aus seiner eigenen Studentenzeit weiß Reuter nichts ähnliches zu berichten; er frischt aber die Erinnerung an sein Rostocker Semester an diesen heitern Scherzen auf.

Das oben schon erwähnte Abgangszeugnis Fritz Reuters aus Rostock bemerkt, daß keine Beschwerde gegen ihn vorgekommen und daß er auch der Teilnahme an einer verbotenen Verbindung dort nicht verdächtig geworden sei. Das war aber auch das einzige Ergebnis dieses ersten Semesters, mit dem sich der Bürgermeister zufrieden erklären konnte. Sein Sohn hat es deswegen zuhause nicht gut gehabt und klagt noch ein Jahr später, daß ihm die Osterfeiertage von 1832 mit ihren bösen Auftritten noch immer im Gedächtnis seien (S. 102). Hätte der Vater damals auch schon gewußt, daß Fritz bei seinem flotten Leben nicht ganz unbedeutende Schulden (ungefähr 8 Louisdor) in Rostock zurückließ, so würde das Zerwürfnis höchst wahrscheinlich noch größer geworden sein. Allein der Sohn kannte seinen Vater und fand erst in Jena nach dem Grundsatz;

litteris non erubescitur den Mut eines umfassenderen Geständnisses (S. 86—7).

Nach dieser neuen Universität, die für ihn so verhängnisvoll werden sollte, war Fritz Reuter auf seinen lange gehegten und schon in Rostock geäußerten Wunsch Anfang Mai mit drei Landsleuten (darunter wieder seinem alten Freunde Karl Krüger) gezogen und zwar über Berlin, wo er nach einer später zu den Untersuchungsakten gemachten Aussage einen Tag und zwei Nächte im König von Portugal wohnte und das Museum und Theater besuchte. Gädertz erinnert in seinen Reuterstudien (S. 17) an die Verwertung dieses Aufenthaltes in der Reis' nach Bellingen. Während Krüger in Halle blieb, fuhr Reuter bis Naumburg und legte dann den Rest des Weges zu Fuß zurück. In Jena wies man ihn in den Burgkeller, wo er die Bekanntschaft eines Studenten machte; er mietete auf dessen Rat eine Wohnung in der Karlei (nach dem Besitzer Karl so genannt) bei einer Frau Schilling für 24 Thaler jährlich und veranlaßte auch später Karl Krüger dort einzuziehen.*) Ferner hat dort sein Freund Ad. Haupt gewohnt, der im Winter starb. Außerdem verkehrte Reuter gern mit Karl Schmidt aus Wismar, besonders aber mit seinem sonst wenig bekannten Landsmann Nauwerk.

Jena machte auf den jungen, für Naturschönheiten recht empfänglichen Studenten einen großen Eindruck: er bewunderte in seinem ersten Brief nach Stavenhagen die himmlische Lage der Stadt inmitten des Saaletals und der 3—400 Fuß hohen Berge, die so oft und so schön besungen worden ist. Er war aber auch angenehm berührt von der Lebendigkeit und Aufgeklärtheit des Volkes, denn der Jenische Bürger räsionierte recht zutreffend (!) über Staat und Staatsverwaltung; überhaupt herrsche im Weimarschen eine große Spannung in politischer Hinsicht, das Volk verlange Preßfreiheit und Stände, ja sogar Geschworenengerichte, und alle verbotenen Blätter würden öffentlich mit rauschendem Beifall in den Kneipen vorgetragen und mit Anmerkungen versehen, die gerade nicht zu den glimpflichsten gehörten. Der Enge der mecklenburgischen

*) s. Paul Baillen, Fritz Reuters Universitäts- und Festungszeit Deutsche Rundschau, 1885, S. 386.

Verhältnisse entronnen, atmete Reuter die frische Luft des freien und frohen Thüringerlandes mit besonderm Behagen ein, ja berauschte sich an ihr und wurde bald in den gefährlichen Strudel des ideal-unreife Politik treibenden Studentenlebens gezogen.

Seine Immatrikulation hatte am 25. Mai stattgefunden, und an demselben Tage noch schrieb er jenen begeisterten Brief nachhause, der von Jenas Herrlichkeiten und sogar auch von der neuen Vorlesung, den Institutionen, bei dem Oberappellationsgerichtsrat und Professor Dr. v. Schröter schwärmt. Er hat es denn auch wirklich fertig gebracht, dies Kolleg — trotz seiner Erhöhung von 2 auf 3 und schließlich auf 4 Stunden täglich — mit ganz geringfügigen Unterbrechungen bis zu Ende anzuhören, und konnte Ausgang September seinem Vater die amtliche Bescheinigung seines Fleißes und seiner Aufmerksamkeit übermitteln. Das verdient um so größere Anerkennung, weil er seit dem ersten Tage bei der Burschenschaft verkehrte, dann Kommentbursche geworden und schließlich nach Ablegung eines feierlichen Gelübdes (am 13. Juli) in die vereinigte Burschenschaft aufgenommen war, die sich allerdings noch an demselben Tage wieder in Germanen und Arminen spaltete. Reuter schlug sich, was hervorgehoben werden muß, zu den politisch schrofferen Germanen, weil seine Freunde sich diesen anschlossen, denn er selber will und soll mit seinen nicht einmal schlimmen Ansichten wenig hervorgetreten sein. Ihm kam es vor allen Dingen auf ein flottes und fröhliches Studentenleben an, das bei seinem leichtsinnig und wild veranlagten Charakter freilich bald ausarten mußte und ihm den gewiß zutreffenden Spitznamen eines Bierreuters eintrug. In der von Gädertz (II, 21 f.) ausgezogenen Familienchronik des verstorbenen Pastors August Reuter wird außerdem noch auf Grund von Mitteilungen anderer (denn August Reuter war nicht mit Fritz nach Jena gegangen) betont, daß er als etwas roh gegoten habe. Die derbe niederdeutsche Natur brach bei Reuter eben infolge des freien und zügellosen Lebens ganz ungehemmt durch; auch brauchte die Nähe des Vaters oder die Anwesenheit der früher so gefürchteten Berichterstatter seinen urkräftigen Lebensdurst nicht länger mehr zurückzuhalten. So machte er sich denn bald

durch sein Straßenlärm bekannt, was ihm in zwei Fällen je zwei Thaler Strafe durch Verfügung des Universitätsrichters eintrug: das eine Mal durchzog er (wie Gädertz aus den Universitätsakten festgestellt hat) noch spät abends Arm in Arm mit seinen Kameraden die Gassen und sang in vorgerückter Stimmung das harmlose Volkslied: Drei Lilien, drei Lilien; das andere Mal kam er jubelnd und singend mit dem Postwagen in die Stadt, um beim Fürstenkeller abzusteigen. Der war, wie die berühmte Stelle aus Hanne Nüte darthut, neben den Ausflugs-kneipen von Ziegenhain, Lichtenhain und dem Fuchsturm der eigentliche Wirkungskreis der Germanen und insbesondere Fritz Reuters, nachdem sie sich von den Arminen getrennt und diese auf dem früher gemeinsamen Burgkeller zurückgelassen hatten. Dort war vordem für Reuter der Brennpunkt des Jenenser Lebens gewesen, und er erinnert sich nach langen Jahren noch mit vielem Behagen an die fröhlichen Stunden, wenn namentlich die kopflos drolligen Äußerungen und Kernsprüche des Gothaer Gymnasialprofessors Galetti von seinen früheren Schülern vorgetragen wurden und sich „eine unbeschreibliche Heiterkeit in der Erinnerung der auf den Gymnasialbänken verflochtenen Stunden des ganzen Kreises bemächtigte“ (Unterhaltungsblatt S. 60 ff.). Prächtig war es auch, wenn sie auf dem Markte standen:

„Zur Hand ein jeder sein Rappier,
Und Terz und Quart und Quartrevers —
Die flogen links und rechts hinüber“. —

Seine Fechtkunst hat Fritz Reuter auch einmal auf Mensur bethätigen müssen: tau Ziegenhain bi Jena wir't, und Körling Bohm, der spätere Gerichtssekretär Karl Schmidt aus und in Wismar*), stand ihm als Sekundant zur Seite: die Forderung selber lautete auf 12 Gänge Parisiennes. Zum Dank für diesen wichtigen Dienst hat Reuter ihm später Schurr-Murr gewidmet. Seiner praktischen Fechtübung aber gedenkt der Dichter nach mehr als dreißig Jahren (1864) noch in einem Brief an den Obergerichtsanwalt Müller in Wolfenbüttel und stellt mit harmlosem Vergnügen fest, daß er damals

*) Er gehörte zu denen, die wegen ihrer burschenschaftlichen Sünden in Mecklenburg abgeurteilt wurden und mit einer verhältnismässig geringen Freiheitsstrafe davonkamen; Briefe I, 107.

den Kornelius Jäger — und zwar schon im dritten Gang — anderthalb Zoll tief unter der Achselhöhle gekitzelt habe und eben ausreißen wollte, weil der Ruf ging: Axillaris durchstoßen. Da habe ihn der dunkel-umlaubte Becher (al. Bayer) als sachverständiger Pauk-
arzt mit der Bemerkung getröstet, daß es kein Arterien-, sondern nur Venenblut sei, und er habe durstig aus diesem „Trost-Becher“ getrunken (Gädertz, Reuter-Reliquieen, S. 140—1).

Unmittelbar nach Reuters Eintritt in die Burschenschaft: am 27. Mai 1837 schickte die Germania Abgesandte aus ihrer Mitte zum Hambacher Fest; sie feierte dann außerdem noch, was gleichfalls später mit in die Wagschale fallen sollte, die Gedenktage der Juli-revolution und des polnischen Aufstandes. Es ist interessant, aus den Untersuchungsakten, insbesondere aus dem Glaubensbekenntnis des Studiosus Reuter (bei Gädertz, Reuter-Reliquieen S. 19 f.) festzustellen, mit welchen Empfindungen ganz allgemein liberaler und idealistischer Natur, wie sie in jener national verschwommenen Zeit Mode waren, der recht jugendliche Student sich über den letzten Punkt ausläßt: „Ich mußte ein Volk bewundern, das sich aus eigenem Kraftgefühl erhoben hatte, und anerkennen, daß die Nationalität des Volkes sich wieder glänzend zeigte. Deshalb feierte ich das Fest aus voller Überzeugung mit und kann nicht leugnen, daß ich, als später einzelne polnische Flüchtlinge bei dem Ende des Aufstandes durch die Umgegend Jenas zogen, diesen Leuten mein volles Mitleid und Bedauern für ihre unglückliche gute Sache geschenkt habe“ usw. Das klingt fast wie in Prosa übersetzte Lenausche Poesie. Die Wahrheit liegt aber immer in der Mitte und in diesem Fall zwischen Heines boshaften zwei Rittern (Krapülinski und Waschlapski) einerseits und den klangvollen Deklamationen Platens und Lenaus andererseits.

Im August unternahm Reuter, als die Professoren während des Vogelschießens ihre Vorlesungen auf einige Zeit eingestellt hatten, einen längern Ausflug in der Richtung nach Halle, um seinem Vater auf dessen Wunsch eingehendere Nachrichten über den Kümmelbau senden zu können (von dem Karden- oder Distelbau hatte er ihm schon früher berichtet). Er kam aber trotz aller

guten Vorsätze nur bis Kamburg. Die Reise wird also nur in geringem Maße das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden haben und vorzugsweise eine feuchtfröhliche Burschenfahrt gewesen sein, wie sie Reuter ganz besonders liebte und mit seinen Verbindungsbrüdern oft in das schöne Thüringer Land unternommen hat. Erwähnenswert ist namentlich ein Besuch der Rudelsburg, weil dieser ihn zu dem Gedicht: „Der Burggeist auf der Rudelsburg“ angeregt hat, einem harmlosen Scherz in moderner Nibelungenstrophe, der damals über seinen Wert hinaus bekannt und beliebt wurde: er soll in Musik gesetzt und schließlich sogar zum Leierkasten gesungen worden sein (s. Gädertz, Reuterstudien, S. 14 f.). Schlimm endete eine kleine „Ausflucht“ (wie es wiederholt in den Briefen heißt) auf die Berge Ende Oktober, insofern als Reuter nach seinen Worten, von der Dunkelheit überrascht und des Weges verfehlend, einen Abhang hinunterstürzte und sich arg den Fuß verstauchte. Diese Verletzung, die ihn acht Tage ans Bett fesselte, mag der erste Anlaß gewesen sein, weswegen er die Vorlesungen zu versäumen anfang. Professor v. Schröter, ein geborener Mecklenburger, mit dem sich der Bürgermeister inzwischen wegen seines Sohnes in Verbindung gesetzt hatte, ließ ihn zwar zu sich kommen, erreichte aber zunächst nichts. Erst nachdem er zum zweiten Male hingeschickt hatte, zwang Reuter sich einige Tage lang (er schreibt mit der gewöhnlichen Übertreibung: 14 Tage regelmäßig) ins Kolleg zu gehen, bis ihn ein neues Leiden (ein Übel im Magen oder im Blut: der Arzt wußte es augenblicklich selbst nicht recht!) wieder zuhause zu bleiben nötigte. Daß Reuter sich nicht wohl fühlte, zeigt der sehr trübe gestimmte Brief vom 19. November allerdings; besonders muß ihn der Tod seines Hausgenossen und Freundes Ad. Haupt ergriffen haben, der neben ihm „in der Stube auf kaltem Stroh ruhte und morgen seiner Mutter, der Erde, wiedergegeben werden sollte“. Bald darauf machte ihm wieder der Fuß zu schaffen, die Krankheit hatte aber wenigstens das Gute, daß er bei Schirmer das Porzellanmalen lernte und mit dem ihm eigenen technischen Geschick gleich den zweiten Pfeifenkopf so vortrefflich herstellte, daß ihn ein Kenner auf drei Thaler schätzte. Die Vorlesungen gab er jedoch nach und nach ganz auf, so daß Professor v. Schröter in einem für uns wichtigen

und unten noch weiter zu benutzenden Briefe dem Vater mitteilen mußte, seine wiederholten, väterlichsten Ermahnungen zum Fleiß hätten immer nur auf einige Tage gefruchtet (ein sehr bemerkenswertes Urteil, durch das unsere Auffassung oben an vielen Stellen bestätigt wird); Fritz Reuter habe dadurch auch den letzten Winter und deshalb im wesentlichen das ganze Jahr in Jena vollständig verloren (Briefe I, 114).

Inzwischen waren in der Stadt böse Unruhen ausgebrochen, die kurz vor Weihnachten damit ihren Anfang nahmen, daß dem Universitätsamtmanne und einigen Professoren die Fenster eingeworfen, die Pedelle durchgeprügelt und die Polizeiwache demoliert wurde. Noch schlimmer wurde es, als die längst schon auf einander erbitterten Germanen und Arminen in der Nacht vom 20. auf den 21. Januar auf dem Eichplatz zusammenstießen und sich in Ermanglung eines andern Mittels zur Verständigung nach alter, wüster Burschenart ‚holzten‘. Reuter ist an diesen Ausschreitungen wohl nicht beteiligt gewesen, soll das erste Mal aber doch in den Verdacht gekommen und von den Pedellen auch angezeigt worden sein, da sich ein anderer Student seinen weißen Flausch mit schwarzem Kragen angezogen hatte und in diesem den tollsten Unfug verübte. Noch ein anderes Mal*) wäre er fast in Ungelegenheiten geraten. Es hatte sich nach Reuters eigener Schilderung auf der Straße plötzlich ein Gebrülle erhoben, darauf wurden die über die Straßen gezogenen Laternen zertrümmert, Fenster eingeworfen und der Beschluß mit der Zerstörung mehrerer Hausthüren und Fensterladen gemacht: als unser Studiosus selber dann, ohne an diesem Unfug beteiligt gewesen zu sein, im Dunkeln nach Hause kam, wurde er von einem betrunkenen Philister angefallen, der sich an die Studenten angeschlossen haben mochte und nun durchaus seinen Namen wissen wollte. Einer bedrohlichen Wendung des Auftrittes für ihn beugte Reuter dadurch vor, daß er den Unhold zu Boden warf. Etwas ruhiger wurde es in Jena endlich, als am 23. Januar auf dringendes Verlangen der akademischen und städtischen

*) Wann? läßt sich bei den unsichern Angaben des Briefes vom 25. Januar 1833 nicht feststellen, aber jedenfalls noch vor dem Eintreffen des Militärs am 23sten,

Behörden eine Kompagnie Infanterie einrückte. Schon am Tage vorher war Reuter mit mehreren andern, z. B. seinem Freunde Nauwerk, aus dem Verbande der Germanen freiwillig ausgeschieden, und diese lösten sich bald ganz auf, als die Stuttgarter Beschlüsse bekannt wurden. Nur in der Form eines politischen Klubs blieb der Rest der alten Germanen nach Ablegung der Farben noch zusammen, muß als solcher aber doch an seinen alten Gedanken festgehalten und namentlich einen schärfern Gegensatz zu den Ausgetretenen empfunden haben; wenigstens kam es zwischen beiden Parteien öfter zu Reibungen, und eine von diesen Streitigkeiten führte denn auch zu dem oben bereits erwähnten Duell Reuters mit Jäger.

Die Lage der studentischen Verhältnisse hatte sich währenddessen noch dadurch verschlimmert, daß der Kurator der Universität, Präsident v. Ziegesar, zur Untersuchung von Weimar aus eingetroffen war. Manchem wurde es jetzt unbehaglich, und auch Fritz Reuter verließ schließlich die Musenstadt, als bei folgender Gelegenheit — wohl nicht ohne seine Schuld — der Pedell und eine Soldatenpatrouille ihn behelligt hatten. Eines Tages (etwa Mitte Februar) gelangte es nämlich zur Kenntnis der Behörden, daß im Walde bei Ziegenhain zwischen zwei Studenten ein Pistolenduell stattgefunden hatte, in dem der eine Duellant so bedeutend am Schenkel verwundet worden war, daß er ins Dorf gebracht werden mußte. Reuter war, wie Professor v. Schröter in seinem Brief dem Vater mitteilt und wie die Untersuchung wohl auch erwiesen haben wird, als Zuschauer zugegen gewesen; er wurde dann von den ausgeschickten Soldaten zusammen mit vier andern Studenten im Wirtshaus vorgefunden und festgenommen. Seine Behandlung auf dem Rückweg in die Stadt mag seiner eigenen Darstellung zufolge wenig glimpflich gewesen sein; genug, er wurde auf die Hauptwache gebracht, schließlich aber unter Erteilung engern Stadtarrestes wieder entlassen, nachdem festgestellt worden war, daß er sowie seine Gefährten an dem Duell keinen Anteil gehabt hätten. Reuter selbst mißt sein schnelles Loskommen dem Umstande bei, daß sich seine Kommilitonen zusammengerottet und laut seine Freiheit verlangt hätten, während v. Schröter gerade die Kaltblütigkeit des kommandierenden Majors betont,

an der ein gewaltsamer Befreiungsversuch der Studenten gescheitert sei. Beide Darstellungen lassen sich unschwer vereinigen; ans Mythenhafte aber streift, was August Reuter in seiner Familienchronik seinen Vetter Fritz bei dieser Gelegenheit reden läßt: „Meine Herrn, bis jetzt haben Sie mit mir gesprochen, jetzt will auch ich ein Wort sprechen. Dort unten stehen ihrer vierzig, sind nicht gewohnt, nach Trommel und Pfeifen zu tanzen, aber wackere Kerle. Lassen sie mich ruhig gehen, und geben Sie mir ein Zeugnis; wo nicht, so stehe ich für nichts“. Auf diese Drohung hin soll ihm das eingeschüchterte Konzil — auf der Nachtwache!? — das verlangte Zeugnis ausgefertigt haben! Das ist, wie wir unten sehen werden, nicht richtig, und auch die Ungenauigkeit der Angaben vorher beweist, ein wie geringer Wert häufig solchen auf den Bericht dritter sich stützenden Familienchroniken beizumessen ist. Und würden wir nicht die Mitteilung trotz ihres bramarbasierenden Klanges glauben, würde sie nicht wahrscheinlich als ein Beweis für Reuters Unerschrockenheit und geniale Situationsbeherrschung fortan in allen Reuterbiographien prangen, wenn wir nicht zufällig besser unterrichtet wären? Unterrichtet auch durch die Protokolle der mehrere Tage sich hinziehenden Verhandlung, die Gädertz (II, 24) leider bloß auszugsweise giebt. Am letzten Verhörstage (16. Februar) erklärte Reuter, daß er jetzt von Jena abzugehen beabsichtige, und erhielt noch an demselben Tage ein ziemlich belangloses „Sittenzeugnis“. Man war froh, ihn loszuwerden. Erfolgte doch bald darauf, weil er verdächtig genug erschien, irgendwie an den Unruhen beteiligt gewesen zu sein, und besonders wegen seines übrigen Lebenswandels, auf Beschluß des akademischen Senates hin seine Ausweisung im polizeilichen Wege, d. h. nicht zur Strafe, wie v. Schröter in seinem Brief an den Bürgermeister hinzusetzen zu müssen glaubt. Er galt als ein durch sein Beispiel sehr schädliches Glied der Universität, denn er hatte nach desselben Professors Versicherung seine ganze Zeit mit Studententreibereien, Besuchen von Wirtshäusern, Herumlaufen usw. totgeschlagen: dies sei das Zeugnis, das ihm alle, selbst alle Studenten gäben, die seinen Lebenswandel beobachtet hätten; er — Schröter — wisse das zwar

nur von Hörensagen, aber in ganz Jena sei nur eine Stimme (Briefe I, 114).

Dies Urteil klingt freilich etwas übertrieben, wird im großen und ganzen aber richtig sein: Reuter war in seiner Jugend ein sehr wilder Gesell und hat sich erst verhältnismäßig spät abgeklärt. — Der polizeiliche Ausweisungsbefehl konnte übrigens dem Studenten nicht zugestellt werden und ging deshalb (am 15. März) nach Stavenhagen. Fritz Reuter hatte nämlich schon am 19. Februar Jena verlassen, angeblich um nachhause zu wandern. Es ist jedoch sehr auffällig, daß er sich noch an demselben Tage im benachbarten Kamburg die Erlaubnis zu einem vierwöchentlichen Aufenthalt ausfertigen ließ, um gleich darauf wieder die Stadt zu verlassen. Nach seiner brieflichen Darstellung gelangte er nur bis Halle, da sein Fuß in den schlimmen Wegen wieder krank geworden und zum Fahren kein Geld mehr vorhanden war. Er kehrte deshalb mit Gelegenheit wieder nach Kamburg zurück, wo er sich ein Stübchen mietete und drei Tage nach seiner Ankunft, am 16. März, endlich an seinen Vater schrieb, nachdem er fast vier Wochen lang in Deutschlands Gauen umhergezogen war, ohne eine Nachricht in die Heimat gelangen zu lassen.*) Gleichzeitig versuchte er sein Fortgehen aus Jena vor Schluß des Semesters damit zu begründen, daß ihn die schändliche Behandlung seines unschuldigen Freundes Krüger, der ohne Verhör auf vier Jahre relegiert worden war (diese Relegation wurde später zurückgenommen), tief empört habe und daß man auch mit ihm selber — bei der oben besprochenen Festnahme — schnöde umgegangen sei; im übrigen habe er auf Ehre gar keinen Anteil an den zahlreichen Ruhestörungen genommen und zwar ganz allein, weil sonst der Vater darunter gelitten

*) Der von Gädertz (Reuterreliquien, S. 15) mitgeteilte Erlaubnisschein des Herzogl. S. Meiningenschen Verwaltungsamtes zu Kamburg macht es höchst wahrscheinlich, dass Reuter an eine Heimkehr nach Stavenhagen zunächst noch nicht dachte, sondern vorläufig seinem Vergnügen leben wollte. Kamburg war lediglich die Operationsbasis seiner ausgelassenen Streifzüge. Darum beruht auch das Zeugnis des Ratswirts Frische, dass Fritz Reuter erst am 13. März in Kamburg eingetroffen sei, keineswegs auf einem Irrtum, wie P. Warncke (Fritz Reuter S. 69, Anm. 13) meint; der lustige Bruder Studio war eben am 19. Februar nur durchgewandert und erst drei Wochen später zu dauerndem Aufenthalt nach Kamburg zurückgekehrt.

hätte; er würde jetzt am liebsten zur Fortsetzung seiner Studien nach München gehen, habe aber in Jena noch einige Schulden usw. Wir erfahren aus dem Brief, daß der Vater ihm bei seiner Abreise nach Jena drei Jahre hindurch 300 Thaler Gold zugesichert hatte unter der Bedingung, daß Fritz nach vollendetem Triennium sein Examen machen müsse. Auch das geht aus dem Schreiben noch hervor, daß der besorgte und so lange ohne Nachricht gebliebene Vater dem Professor v. Schröter den Auftrag gegeben hatte, seinen Sohn in öffentlichen Blättern suchen zu lassen. Der war hierüber aufs tiefste erbittert, und doch trug er ganz allein die Schuld. Vierzehn Tage scheint er dann ziemlich verständig gelebt zu haben; ja, der Ratswirt Frische hat sogar im Mai zu Protokoll gegeben, daß Reuter ein stilles und eingezogenes Leben geführt und täglich kaum 10 Groschen verzehrt habe. Der Vater hatte sich nämlich — und zwar erst am 9. Mai — an den Bürgermeister und Stadtschreiber: Heinrich Leibnitz um Auskunft über seinen Sohn gewandt, und dieser teilte ihm denn in einem übrigens oft ungrammatischen Bericht (die bürgermeisterliche Bildung dürfte also mehr stadtschreiberhaft gewesen sein) das Nötige mit. Fritz Reuter muß auf den einfachen Mann bei den wenigen Unterhaltungen einen recht günstigen Eindruck gemacht haben, denn jener fügt dem Schlußsatz des biedern Ratwirts: „Wollte Gott, es wären alle Studenten so wie dieser (!)“ noch aus eigener Beobachtung hinzu, daß der Herr Sohn ein sehr gebildeter und in den Wissenschaften erfahrener junger Mann sei und sich schwerlich bei den Jenaischen Studentenunruhen ausgezeichnet habe (Gädertz, Reuterreliquien S. 17—21). Was nun Reuters Stillliegen und seine im ganzen verständige Aufführung in Kamburg anlangt, so wird beides vornehmlich darin seinen Grund gehabt haben, daß, wie die Briefe beweisen, sein bares Geld während seiner Fahrten und Züge vollständig draufgegangen war. Kaum war er durch die Güte des Vaters, der immer und immer wieder die ausgesetzte Summe überschritt, aufs neue im Besitz von größern Barmitteln, so ging er — etwa vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Kamburg — wieder eine Woche auf Reisen nach Halle und Leipzig. Er lebte eben nach dem Kehrreim des auch wohl von ihm vielgesungenen Liedes:

Heute hier, morgen da,
Ubi bene, ibi patria —

und kümmerte sich als echter Bursch wenig um die Sorgen, die er daheim seinem alten Vater machte. Ubrigens hat Reuter in Halle den Burschenschaftler Wachsmuth besucht, seinen spätern Festungsgenossen in Silberberg, der in den sechziger Jahren Amtsgerichtsrat in Krossen und als solcher Abgeordneter des Wahlkreises Krossen-Züllichau war: er hatte diesen im Frühjahr 1833 in Jena kennen gelernt, als Wachsmuth den Anschluß seiner Verbindung an die allgemeine deutsche Burschenschaft vermitteln wollte, und ihn in seiner Wohnung beherbergt. Der Aufenthalt in Leipzig dürfte ähnliche Verbrüderungs- und Trinkzwecke gehabt haben. Immerhin ersieht man aus diesen Ausflügen, daß Reuter trotz seines Austrittes aus der Burschenschaft die alten Verbandsbeziehungen noch durchaus aufrecht erhielt.

Anfang April war er wieder in Kamburg, um gleich am 5ten einen neuen Brief mit neuen Versprechungen und neuen Geldbitten nach Stavenhagen zu schreiben. Sein Aufenthalt in dem Städtchen dehnte sich schließlich noch bis Anfang Mai aus (denn der in Merseburg ausgefertigte Reisepaß lautet erst vom 30. April): er hat ihn lustig und guter Dinge meist am Stammtisch des Ratskellers oder noch lieber auf dem Turmberg, einem Sommerlokal des Ratskeller- und Burgwirts, zugebracht. Bemerkenswert aus dieser Zeit ist nur noch eine kleine litterarische Fehde, die er (nach Gädertz, Reuter-Studien, S. 4 ff.) mit einem in Kamburg lebenden ältern Rechtskandidaten ausfocht, der den Schulrektor wegen des unziemlichen Verhaltens der Schuljugend auf den Straßen in anmaßender Weise angegriffen und sich schließlich sogar noch in einigen schlechten Versen verteidigt hatte. Reuters „Beleuchtung“ dieser „Mottoverse“ (in der Nummer des Wochenblättchens vom 29. März) ist nicht ohne Witz. Was soll man aber dazu sagen, daß Gädertz das dem kleinen Aufsatz beigefügte Gedicht: Der Riese Goliath, das bestenfalls als ein mäßiger Bierzeitungsbeitrag gelten kann, ebenfalls für eine prächtige Arbeit erklärt? David — Reuter erschlägt den Riesen Wurlitzer, der ihm wütend ob seiner Wochenblattsverhöhnung nachgeeilt ist, am Turmberg in recht holprigen Versen, die sich

bei einer höchst kärglichen Handlung über drei Seiten ausspinnen! Eine solche Lobhudelei des Genius, der sich in dürftigen Sachen wahrlich nicht offenbart, ist recht unzweckmäßig. Wurlitzer war übrigens selber zu thöricht, um in seiner Erwiderung den richtigen Angriffspunkt zu finden; er spricht nur von der Unreife seines Gegners, bemängelt sein immerwährendes Umherziehen und hält es überhaupt ganz und gar ganz unter seiner Würde, sich mit ihm in einen gelehrten (!) Streit einzulassen. Interessant ist allein die freilich etwas dunkel ausgedrückte Stelle, daß man Reuter in andern minder gelehrten Sachen die Fähigkeit, als Beurteiler aufzutreten, nicht absprechen wolle: es scheint in diesen Worten ein Hinweis auf Reuters gesellige Talente zu liegen, die ihn zu einem beliebten Gast und Anekdotenerzähler im Ratskeller und auf dem Turmberg gemacht haben werden.

In den ersten Maitagen schied Reuter endlich aus Kamburg, nicht ohne Schulden bei dem freundlichen Ratswirt zu hinterlassen, obgleich er von seinem Vater mehrfach mit größern Summen versehen worden war. Die rückständigen 12 Thaler 8 Groschen versprach er auf Ehrenwort von Belitz aus zu tilgen. Dort wohnte ein Oheim von ihm,*) bei dem er sich vierzehn Tage aufhalten und mit neuer Kleidung versehen wollte, um seinem guten Vater nicht so schlecht vor die Augen zu kommen, wie das bürgermeisterliche Protokoll besagt. Bis zum 16. Mai hatte Fritz Reuter aber noch keine Bezahlung erfolgen lassen. Statt dessen war er unter Verkürzung seines geplanten Aufenthaltes, wenn ein solcher überhaupt stattgefunden hat, etwa am 11. Mai in Stavenhagen eingetroffen.

Die Begrüßung des Vaters konnte nicht freundlich ausfallen, und in der That hatte Fritz schwere Vorwürfe durchaus verdient. Das größte Unheil aber sollte später von einer Seite kommen, wo Reuters geringere Schuld lag, von seiner Teilnahme an einer verbotenen Verbindung, die bei ihm mehr im Singen und Trinken als im Halten unklarer, aufrührerischer Reden bestanden

*) Gemeint ist der Justizrat Joh. Heinr. Friedrich Reuter (geb. 1778), der älteste Sohn des schon 1780 verstorbenen Pastors zu Wittenburg, der ein jüngerer Bruder vom Vater des Bürgermeisters gewesen war.

hat. So rächt sich jede Schuld auf Erden. Der junge Student wird jedoch trotz der bedrohlichen Wolken, die am politischen Horizont wieder einmal für die fröhlichen, ideal gestimmten Burschenschafter aufstiegen, kaum geahnt haben, daß seine schöne Jenenser Zeit auf lange hinaus den Schluß seines ausgelassenen Studentenlebens bilden sollte. Auch ihm trug Jena eine siebenjährige Knechtschaft der schlimmsten Art ein. Trotzdem hat er stets gern und mit echter, aufrichtiger Burschenrührung an die lustige Saalestadt zurückgedacht:

„Ach Jena, Jena, lieber Sohn,
Sag' mal, hörst' du von Jena schon?

Hast du von Jena mal gelesen?

Ich bin ein Jahr darin gewesen,

Als ich noch Studiosus war,

Was war das für ein schönes Jahr!“

Diese schlichten, aber warm empfundenen Verse zeigen so recht, wie tief der alte Burschenschafter sein Jena allezeit im Herzen trug und zuweilen noch gern von der alten Burschenherrlichkeit träumte. Er ist später auch wieder dort gewesen, nachdem die Wunden seiner Festungszeit lange vernarbt waren, und hat das Jubiläum der Universität fröhlich mitgefeiert. In Jena ist ihm auch am 22. Juli 1888 das erste Denkmal gesetzt worden — mit Fug und Recht, denn ein tieferer Sinn wird erkennen, daß gerade die bösen Verwicklungen, die infolge der Jenenser Zeit in Reuters Leben anhuben und es ganz zu verwirren drohten, den reifenden Mann schließlich in eine Bahn lenkten, die ihn am Ausgang in den Dichtertempel führte.

IV.

Berlin. Leipzig. Stadtvogtei. Hausvogtei.

Am 3. April, also während Reuters zweiter Anwesenheit in Kamburg oder auf seiner Rückkehr nach dort von Leipzig, hatte in Frankfurt a/M. jener unsinnige und unselige Putsch stattgefunden, der die Aufmerksamkeit der Regierungen wieder auf die verbotenen Studentenverbindungen lenkte und eine böse Burschenschafter- und Demagogenhetze zur unmittelbaren Folge

hatte. Ein besonders schlimmes Licht warf die thörichte Erstürmung der Hauptwache auf die Jenenser Germania, weil einige von ihren frühern Mitgliedern daran teilgenommen hatten. Demgemäß fanden im Lauf des Sommers namentlich viele Verhaftungen von ehemaligen Jenensern statt, die aber nur zum Teil in dem weitentlegenen Stavenhagen bekannt geworden zu sein scheinen. Auch glaubte man dort im Herbst wohl, daß schon etwas Gras über die Sache gewachsen sei: sehr mit Unrecht, denn die Bundescentralbehörde und das Berliner Kammergericht waren damals in vollster Thätigkeit und noch dazu gerade mit der „staatsverrätherischen Verbindung der Germanen in Jena“ beschäftigt. Dies geht auch aus einer Verfügung des Großherzogs Friedrich Franz vom 16. November 1833 hervor (s. Römer S. 41), in der auf Anzeigen der Großherzogl. Sächsischen Landesregierung zu Eisenach und der Landescentralbehörde zu Frankfurt a/M. hingewiesen und auf mehrere alte Germanen aus Mecklenburg, namentlich aber auf den uns bekannten Studiosus Karl Krüger aus Malchin gefahndet wird. Hätte sich Reuter also noch anderthalb Monate länger zuhause aufgehalten, so wäre er in Mecklenburg verhaftet worden und mit etwa einem Jahre Festungshaft in Dömitz davon gekommen. Es hat nicht sollen sein, und die damals so dunkeln Wege der Vorsehung sind schließlich für ihn die besten gewesen.

Daß Reuter wieder aus der Heimat fortdrängte, ist von seinem Standpunkt aus begreiflich, denn der fast fünfmonatliche Aufenthalt beim Vater war für beide Teile so wenig erquicklich wie die Osterferien des vergangenen Jahres. Fritz hatte in Jena bestenfalls nicht viel gelernt, aber dafür bei seiner Zügellosigkeit um so viel mehr Geld verbraucht. Jetzt liefen außerdem noch weitere Rechnungen ein, z. B. vom Wirt zu Zwätzen bei Jena, wo Reuter auf einem lustigen Ausflug fast 20 Thaler verzehrt hatte (Römer, S. 41). Im übrigen sind wir über diese Sommermonate sehr schlecht unterrichtet und wissen auch nicht einmal, ob Fritz nicht vielleicht einen Teil von ihnen anderwärts bei Verwandten zugebracht hat, z. B. bei seinem Lieblings-ohem, dem Pastor Reuter in Jabel, was an und für sich ebenso wahrscheinlich ist wie die Gedrücktheit seines

Lebens in Stavenhagen*). Nach dem Führungsattest, das ihm Bürgermeister und Rat am 5. Oktober ausgestellt haben, hat er sich allerdings nur im elterlichen Hause aufgehalten und überhaupt einen „sittlich, guten, völlig unbescholtenen Lebenswandel“ geführt.

Vom 5ten lautet auch Reuters vierzehntägiger Paß, in dem angegeben ist, daß der Studiosus nach Berlin und eventualiter nach Leipzig zu reisen beabsichtige. Er traf in der preußischen Hauptstadt denn auch am 8. Oktober ein (Gädertz, Reuterstudien, S. 15), wurde jedoch an der Universität trotz seiner Hoffnungen auf das Jenenser Sittenzeugnis nicht aufgenommen, aber auch nicht verhaftet, was einem seiner Bekannten in den Tagen begegnete.**). Da er indessen nach seinen eigenen Worten (Brief vom 13. Oktober) ein ähnliches Schicksal zu erwarten hatte, wollte er zunächst nach Leipzig gehen, und wenn er auch dort nicht immatriculiert würde oder überhaupt nicht sicher wäre (denn auch in Leipzig waren damals mehrere Studenten verhaftet worden und nach Jena ausgeliefert), so wollte er es in Zürich versuchen. Nur die Paßangelegenheit erregte ihm für den letzten Fall einige Bedenken, und er stellte deswegen dem Vater die Entscheidung anheim, was hier zu thun sei und ob ihm nicht vielleicht ein Regierungspaß nach Zürich oder Heidelberg nachgeschickt werden könne? Der Bürgermeister aber war ganz anderer Meinung; in einer ungehenden Beantwortung jenes Briefes (vom 18. Oktober), die den Stempel der größten Eile und der höchsten Besorgnis trägt, verlangte er von seinem Sohne, daß er sofort und ohne

*) Selbst die einzige Stelle, die meines Wissens Reuters Sommeraufenthalt im Jahre 1833 berührt, läßt diese Frage noch offen. Sie findet sich übrigens erst in einem Brief des Bürgermeisters vom 17. Februar 1841: „— Hier nur dann erst studieren wollen, das kann zu nichts führen, das ist dann zu spät, das weißt Du am besten aus der betrübten Erfahrung, die Du nach Deinem unglückseligen Aufenthalt in Jena hier während des halben Jahres Ostern 1833 bis dahin Michaelis in meinem Hause gemacht hast. Ich freute mich über den guten Anfang, den Du mit dem studio der Institutionen nach Höpfners Kommentar machtest, aber welch ein betrübtes Ende nahm die Sache“ (Briefe II, 235).

***) Gemeint ist wohl Weiss, der am 2. Oktober in Berlin verhaftet wurde, sich in den Verhören aber sehr viel zurückhaltender zeigte als der am 7. Oktober in Gleiwitz festgenommene und dann nach Berlin überführte „Philosoph“ Schramm; s. P. Bailleu, Deutsche Rundschau 1885, S. 393.

Aufenthalt von Leipzig, (wo Fritz übrigens seinen eigenen ungenauen Angaben entgegen wieder nicht aufgenommen worden war), nachhause komme; er solle nur die notwendigsten Kleidungsstücke mitnehmen und seinen Koffer mit den übrigen Sachen durch einen Spediteur nach Stavenhagen senden. Diesen Befehl seines Vaters befolgte Fritz indes nur zur Hälfte: er reiste freilich gleich ab und zwar über Delitzsch nach Berlin, hielt sich nun aber in der für ihn so gefährlichen preußischen Hauptstadt wiederum mehrere Tage auf. Sein Geld war ihm wieder einmal ausgegangen, und er hatte sogar, um überhaupt aus dem „sehr teuern Leipzig“ fortkommen zu können, auf seinen Koffer 12 Thaler Schulden machen müssen. Außerdem wollte das Unglück, daß sein Vetter Ernst, der damals als Apotheker in Berlin Chemie studierte und auf den er seine Hoffnungen gesetzt hatte, wenigstens am 28. Oktober von einer Reise nach Belitz noch nicht zurückgekehrt war. Fritz hatte inzwischen bei einem guten Bekannten Unterschlupf gefunden, durfte sich aber nicht über die Straße wagen, da die Polizei nach seinem Aufenthalt geforscht hatte (Briefe I, 121) und ihn sicherlich verhaften wollte. Er schlug dem Vater jetzt vor*), ihn nach Kiel gehen zu lassen, wo mehrere Jenenser aufgenommen worden, die in perpetuum relegiert seien; nachhause komme er nicht, wolle sich aber in Neustrelitz bei seinem Freunde, dem cand. iur. E. Nauwerk, in Sicherheit bringen. Das geschah jedoch nicht, sondern Reuter blieb mit unbegreiflichem Leichtsinne in Berlin, weil er höchst wahrscheinlich Ort und Zeit beim vollen Becher vergaß und in selbigem Zustande sich über alle Gefahren hinwegträumte. Gelegenheit zum Entkommen hätte er mehrfach gehabt. Zunächst interessierten sich — nach den übrigens nicht durchweg zuverlässigen Nachrichten des spätern Pastors Lierow zu Lohmen in M.***) — die in Berlin anwesenden Meck-

*) Am 28. Oktober; der Brief ist jedoch nicht mehr befördert, sondern Reuter bald nach seiner Verhaftung zerrissen wieder ausgeliefert worden.

**) s. Gädertz, Reuterreliquien, S. 26—9. Lierow behauptet, dass Fritz Reuter in der Nacht vom dritten auf den vierten November verhaftet worden sei, was nach Ernst Reuters Brief vom 1. November usw. (Briefe I, 126 ff.) ganz sicher falsch ist. Er irrt zum Teil auch darin, dass Gläsel, bei dem Reuter sich verbarg, am Sonntag Nachmittag zu ihm ge-

lenburger sehr für ihren Landsmann, obgleich der sich nur um einzelne gekümmert zu haben scheint; sie würden auch das nötige Reisegeld schnell zusammengebracht haben. Noch wesentlicher ist es aber, daß Reuters Vetter Ernst inzwischen aus Belitz zurückgekehrt war und mit Fritz, allerdings erst für den Morgen des 31. Oktober einen Fluchtplan verabredet hatte: er brachte zunächst Fritzens Tornister zu einem Fuhrmann Müller und wollte dann um 8 Uhr seinen Vetter bei sich erwarten, um mit ihm voranzugehen und etwa eine halbe Meile von Berlin das Müllersche Fuhrwerk, den Omnibus nach Neustrelitz, zu besteigen. Aber Fritz kam nicht; statt seiner erschien um 9¹/₂ Uhr ein Polizist, der ihm einen Zettel von seinem Vetter brachte: er sei von der Polizei verhaftet und bitte um Geld.

Wo Reuters Festnehmung stattgefunden hat, ist lange verborgen geblieben, obgleich seine Landsleute in Berlin sich gerade für diese Frage sehr interessiert haben und Pastor Lierow sie später mit dem Dichter brieflich zu erörtern versucht hat. Die einen meinten: in einer entlegenen Kneipe, wohin er vor seinen Verfolgern geflüchtet war, die andern: in einer Droschke. Reuter selber giebt an, daß ihm die in Lierows Brief beregten Beziehungen gänzlich aus dem Gedächtnis gekommen seien (!?); er sei damals zu sehr in der wilden Gäre gewesen, wie denn überhaupt jene Tage den wildesten Abschnitt seines Lebens gebildet hätten; erst auf der verdammten Haus- und Stadtvogtei seien ihm die Augen aufgegangen (Reuterreliquien, S. 126). Freimütig urteilt er dann weiter: „Ich hatte Schuld — wiewohl eine andere, als mir das Kammergericht in Berlin aufgebürdet hat — und mußte dafür büßen“. Die Schuld selbst nennt er freilich nicht, weil er sich über den wundesten Punkt seines Lebens nie recht auslassen mochte; sie bestand in seinem wüsten Zechen und in seinem über alles sich hinwegsetzenden Leichtsinn.*)

kommen und Reuter dann am Montag Morgen festgenommen sei. Der Sonntag Nachmittag kann nur dann stimmen, wenn der 27. Oktober gemeint ist: an diesem Tage kann Reuter von Leipzig aus in Berlin eingetroffen sein, und nach den Angaben der Untersuchungsakten (Baillet, S. 393) ist er's auch. Seine Verhaftung aber hat zweifellos erst am Donnerstag den 31. Oktober stattgefunden.

*) Gädertz, Reuterreliquien S. 25, macht es Reuter zum Vorwurf,

Seine Verhaftung aber ist (Bailleu, S. 394) nach einer wilden Nacht morgens früh in einer Privatwohnung, Schützenstraße 23, erfolgt.

Schlimm genug ging es Reuter gleich am ersten Tage, denn ihm war auf der Stadtvogtei zunächst ein Platz unter dem aufgegriffenen Gesindel angewiesen worden, bis er auf die Fürsprache seines Veters Ernst hin am 1. November anderswo untergebracht wurde. Freilich saß er auch hier als Polizeigefangener noch immer mit andern zusammen und mußte sich jetzt vorläufig selbst beköstigen. Das änderte sich erst nach dem 3. November, als Reuter darum eingekommen war; er wurde von nun an als Kriminalgefangener betrachtet, erhielt für sich allein eine leidlich anständige Stube und täglich 15 Silbergroschen Beköstigungsgeld. Allerdings wurde nun auch sein Vetter nicht mehr zu ihm gelassen, der ihn in den ersten Tagen gegen Erlegung von zwei Groschen Wärterlohn täglich hatte besuchen dürfen und ihn nicht nur mit Geld, sondern auch mit Wäsche, Taback, Pfeife usw. bereitwilligst versehen hatte. Am 2. November hatte auch Reuters erstes Polizeiverhör stattgefunden, in dem ihn Schramm rekognoscierte (Bailleu, S. 297). Anfangs leugnete er geradezu, unter der Burschenschaft in Jena gewesen zu sein. Als man ihm aber zeigte, wann er aufgenommen worden sei, mit welcher Ceremonie und was er für Ämter in der Burschenschaft bekleidet habe*); als man ihm ferner dasselbe von allen übrigen Mitgliedern seiner Verbindung vorwies, stellte er seine einstige Zugehörigkeit zur Germania nicht länger mehr in Abrede (Mitteilungen von Ernst Reuter an den Bürgermeister vom 6. November, Briefe I, 130—1). Auch sonst wollte er jetzt alles eingestehen, soweit es seine Person angehe, und so erklärte er denn bei seiner Vernehmung am 8. November: „Ich werde, was mich selbst betrifft, die größte Offenherzigkeit beweisen, werde aber meinen gefaßten Grundsätzen

dass er in seiner Sorglosigkeit von Leipzig aus keinen andern Weg eingeschlagen habe. Aber Reuter musste über Berlin zurückkehren, weil sein Pass über Berlin lautete. Das beweist auch die ausdrückliche Bemerkung de: Leipziger Sicherheitsbehörde: Gültig zur Rückreise über Berlin.

*) Dieser Angabe steht die spätere Behauptung Reuters gegenüber, dass er in der Verbindung, niemals irgend ein Amt gehabt habe; Gädertz, Reuterstudien, S. 18.

getreu kein einziges Verbindungsmitglied namhaft machen, und wenn man die härtesten Strafen gegen mich anwenden wollte.“ In bezug auf diesen Eigensinn hatte der Referendar Adler, nach Vetter Ernstens Ansicht ein freundlicher junger Mann, schon früher geklagt: Reuter scheine ein sehr guter Mensch zu sein, habe aber einmal die Meinung gefaßt, daß er seine Bundesgenossen denunziere, wenn er das von ihnen aussage, was sie bereits seit 8 (?) Monaten wüßten; er (Adler) habe sich schon viele Mühe gegeben, ihn von dieser Meinung abzubringen, bisher aber seinen Zweck nicht im geringsten erreicht. Das machte sich indessen ganz von selber, denn schon am 12. November war durch die einsame Haft Reuters Trotz gebrochen, und er bekannte jetzt, seinem frühern heroischen Starrsinn gegenüber fast demütig: „Ich habe nunmehr die Überzeugung gewonnen, daß ich keineswegs ein Angeber meiner Kommilitonen bin, weshalb ich nunmehr in dieser Beziehung sowohl wie in jeder andern nicht mehr mit der Wahrheit hinterhalten will; ich bitte, meine obigen Aussprüche zu entschuldigen und sie keineswegs als Hartnäckigkeit auszulegen.“ — Die erste, polizeiliche Untersuchung zog sich in 19 Verhöre bis zum 4. Dezember des Jahres hin. Die Akten über sie werden in der Geheimregistratur des Kgl. Preußischen Justizministeriums als Acta des Kgl. Polizeipräsidioms zu Berlin, betreffend die polizeiliche Vernehmung des Studiosus iuris Heinrich Ludwig Christian Friedrich Reuter aus Stavenhagen usw. aufbewahrt. Ein zweites Exemplar der Untersuchungspapiere befindet sich im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin: aus diesem hat Paul Bailleu in der Deutschen Rundschau, 1885 geschöpft; aus den Akten Gädertz, der allerdings noch mit der Hauptmasse dieses biographischen Stoffes zurückhält (s. Reuterstudien, S. 16).

Für uns genügt indessen der Gang der Untersuchung im allgemeinen und ihre psychologische Seite, die oben ausreichend hervorgehoben sein dürfte. Sonst kommt es uns nur auf Reuters Leben, besonders auf sein Innenleben an, das sich in seinen Briefen am besten widerspiegelt.

Den Mitteilungen seines Veters zufolge war Fritz sehr zufrieden damit, daß man ihn in Berlin verhaftet hatte; denn festgenommen wäre er auf jeden

Fall und sonst wahrscheinlich aus dem elterlichen Hause abgeholt worden, was er seines Vaters wegen sehr unangenehm empfunden haben würde. Dieser zeigte übrigens, als ihm die Nachricht von der Verhaftung seines Sohnes zuzuging, eine Seelengröße und eine Herzensgüte, wie wir sie dem alten, strengen Bürgermeister kaum zgetraut hätten: er vergiebt ihm, ohne erst lange zu zweifeln und zu wägen, in einem umgehend geschriebenen Briefe seine Schuld, versichert ihn seiner fortdauernden Liebe und Teilnahme und bittet ihn in zarter Weise zugleich, doch ja seine Gesundheit zu schonen und in seiner Einsamkeit ernstlich zu arbeiten. Das ist denn auch geschehen, und zwar hat sich Fritz vorläufig wieder mit der so lange vernachlässigten Jurisprudenz beschäftigt:— sollte ihm aber in Mecklenburg die Hoffnung auf eine dereinstige Anstellung oder auf Erlaubnis des Advocierens abgeschnitten werden, so müßte er wohl eine andere Wahl treffen (Briefe, I, 141). Er erfährt in seiner Haft im ganzen eine freundliche Behandlung, ist gesund und darf sich auch täglich eine Stunde Bewegung im Freien machen.

Den Vater aber ließ es nicht ruhen. Er traf am 17. Dezember in Berlin ein, um sich persönlich nach dem Schicksal seines unglücklichen Sohnes zu erkundigen, und wurde von einem „hochstehenden Staatsbeamten“*) über die voraussichtliche Strafe getröstet, da sein Sohn kein Führer und Leiter der Germania gewesen sei und die Untersuchung bisher noch keine hochverräterischen Umtriebe, sondern bloß Thorheiten leichtsinniger Jünglinge ergeben habe. Eine Auslieferung an Mecklenburg werde jedoch nicht stattfinden; dagegen sei es möglich, daß der Untersuchungsgefangene gegen Kautions die Erlaubnis erhalte, in Berlin seine Studien fortzusetzen.***) Vater und Sohn durften sich sehen, wie aus den Untersuchungsakten feststeht; aus derselben

*) Wohl dem einen Justizminister: von Kamptz, s. später; der andere Justizminister war Mühlner.

**) Diese Nachrichten stammen aus einer erst von Römer (S. 42 f.) veröffentlichten Antwort des Bürgermeisters auf ein Ersuchen der Rostocker Justizkanzlei vom 14. Dezember 1833, ihr binnen zwei Wochen über den gegenwärtigen Aufenthaltsort des Studiosus Fritz Reuter zu berichten. Also in Mecklenburg war an massgebender Stelle die Verhaftung des Landeskundes nach anderthalb Monaten noch nicht bekannt!

Quelle geht aber auch hervor, daß die Ministerialkommission am 11. Dezember die gerichtliche Untersuchung gegen Fritz Reuter beschloß, ihn am 28. Dezember dem Kammergericht überwies und zugleich das Gesuch des Vaters ablehnte.

Infolgedessen wurde Fritz Reuter am 1. Januar 1834 aus der milderen Stadtvogtei in die strengere Hausvogtei überführt, und sein zweites Untersuchungsverhör begann, das vom 13. Januar bis zum 26. Juli dauerte und dessen Akten sich im Kgl. Preussischen Justizministerium befinden. Hervorzuheben ist aus diesem nach Gädertz (Reuterstudien S. 21), daß Reuter fest versicherte, keinen andern Zweck seiner Verbindung als die Erzielung einer sittlichen und wissenschaftlichen Ausbildung oder die Herstellung einer Art geistiger Einheit (Bailieu, S. 395) zu kennen, während mehrere andern (darunter der später vom Dichter so schlimm behandelte „Philosoph“ Schramm) erklärt hatten, der Zweck der Jenenser Burschenschaft sei Herbeiführung eines freien, gerecht geordneten, zeitgemäßen, durch Staatseinheit gesicherten deutschen Volkslebens gewesen.*)

*) Besonders interessant ist die von Bailieu mitgeteilte Gegenüberstellung Reuters mit Schramm und Weiss, die am 24. Januar 1834 stattfand und bei der Reuter nach wie vor behauptete, einen „praktisch-politischen“ Zweck der Germania nicht gekannt zu haben. Schramm musste ihm freilich bezeugen, dass er (Reuter) nur ein sehr lässiges Verbindungsmittglied gewesen sei und in Jena nur seinem Vergnügen gelebt habe. Er erklärte aber auch, dass jeder Germane um den praktisch-politischen Zweck der Germania hätte wissen müssen und dass Reuters Unkenntnis unbegreiflich sei. Ebenso trieb Weiss ihn in die Enge mit dem Hinweis darauf, dass Reuter an den Verhandlungen über die Konstitution ebenso wie an den Abstimmungen über den Zweck teilgenommen habe. Dieser ist freilich stets der Ansicht geblieben, dass er „von einigen Sachen keine Kenntnis gehabt habe, weil er nicht zu den Eingeweihten gehörte“; in demselben Brief aus Glogau (I 227) betont er, er habe sich bei seiner Untersuchung darauf beschränkt, die Wahrheit von Thatsachen einzugestehen, die schon eingestanden waren und zwar so umständlich, dass er beim besten Willen nichts neues anzuführen gewusst habe; thörichte Redensarten habe er nicht ausgestossen. Auch eine Stelle aus dem vorletzten Silberberger Brief gehört hierher, wo er seinem Vater darüber Auskunft erteilte, wessen er geständig und wessen er überführt sei (I, 209): „Es ist schwer, Dir dies kurz auseinanderzusetzen, da ich durchaus nicht persönlich vorzugsweise in irgend einer Hinsicht (so!) beteiligt bin, sondern nur als Mitglied der Germania, und so würde ich Dir nur die von allen Mitgliedern eingestandene Tendenz der Verbindung und die angewandten Mittel zur Verwirklichung dieser Tendenz mitteilen können. Die Germania war gegen alle Staaten Deutschlands gerichtet, hatte eine revolutionäre Tendenz (!), die ebenfalls

Man schenkte daher Reuter in diesem Punkte keinen Glauben, und ebensowenig hielt man es für möglich, daß der Student zwar alle andern Strophen des streng verpönten und ziemlich pöbelhaften Liedes: ‚Fürsten zum Land hinaus‘ gekannt habe, die aber nicht, die den König von Preußen beleidigte. Kurz, man nahm an, daß Reuter höchst wahrscheinlich in mehreren Punkten mit der Wahrheit zurückhalte. Das erscheint nicht unberechtigt. Trotz alledem kann seine politische Schuld nur gering gewesen sein, weil er wirklich nur den Gedanken einer Repräsentativ- oder konstitutionellen Verfassung in Deutschland gehabt und sich von allen revolutionären Meinungen fern gehalten haben dürfte; gering auch deswegen schon, weil es ihm in Jena lediglich aufs Singen und Trinken, und zwar aufs letzte noch mehr als aufs erste angekommen war.

In der Hausvogtei hatte es Reuter nicht gut. Sein erstes Gefängnis war „mit Blech vernagelt, so daß der Lichtstrahl ungefähr nur drei Hände breit eindringen konnte.“ Auch mußte er in diesem erst zum Herbst fertig gewordenen Zimmer einige Nächte ohne ordentliches Bett schlafen, was ihm eine tüchtige Erkältung zuzog. Noch trüber klingt die Schilderung, die er am Ende des Jahres von Silberberg aus über die Verhältnisse in der Hausvogtei machte, weil er jetzt freier berichten konnte: darnach wäre es dort so feucht gewesen, daß „einem die Stiefel, die man nicht zufälliger Weise auf den Füßen hatte, vermoderten“; auch will er drei Monate beständig auf dem ihnen gelieferten Strohsack gelegen haben, weil er nicht sitzen konnte! (Briefe I, 164). Das mag zu sehr grau in grau gemalt sein. Jedenfalls wurde ihm im Februar eine andere Stube angewiesen, die zwar freieres Licht hatte, dafür aber so enge war, daß er und sein Leidensgefährte auf dem Bette sitzen mußten, wenn sie an ihrem Tisch arbeiten wollten (I, 146). Zusendungen aus der Heimat wurden ihm im ersten Vierteljahr verweigert; auch durfte er sich anfangs nur alle zwei Tage eine halbe Stunde auf dem Hof ergehen; erst im Juli wurde ihm mehr Bewegung und zwar

von den Universitäten Heidelberg, Würzburg, Erlangen, Kiel und Tübingen anerkannt war. Wir hielten verbotene Blätter und Zeitschriften und steuerten zu dem Pressverein“.

anderhalb Stunden täglich gestattet. Solch einen Spaziergang auf dem „Paradieshofe“ mit dem „Schlößchen“ im Hintergrunde veranschaulicht uns eine von Fritz Reuter selber ausgeführte Federzeichnung, die Raatz in verkleinertem Maßstabe wiedergibt: rechts ist der Schließer Adler an einem jener schrägen Blechkästen beschäftigt, die nur so spärliches Licht in diese Art von Zimmer einließen; die über den Hof nach links eilende barhäuptige Gestalt soll der Hausvogtei-Inspektor Wintersberg sein, dem Reuter das Bild zum Andenken schenkte; auf dem Mittelsteig schreitet der Gefängniswärter Hintze und bringt den Gefangenen das Essen; dann kommt ein das Gesicht uns zuwendender Gefangener, der im Überrock und mit langer Pfeife seine Freistunde genießt; den Beschluß macht links die übliche Schildwache. Eine andere mit Bleistift entworfene Zeichnung Reuters aus den Untersuchungsakten, die Gädertz (Reutertage, I) bringt, ist sein Selbstbildnis: das angenehme Gesicht mit den klaren, von der Brille nur wenig verdeckten Augen scheint gut getroffen zu sein und zeigt Ähnlichkeit mit spätern Bildern.

Sehr froh war Fritz, als seine Stiefschwester Sophie vom Kriminalrat Dambach Ende März die Erlaubnis bekam, den Gefangenen jeden Sonntag besuchen zu dürfen. Sie hielt sich seit dem Herbst im Hause ihres Oheims, des Schulvorstehers Marggraff, auf, um in der Wirtschaft zu helfen, konnte deswegen aber auch nicht allzuhäufig abkommen. Ihr Befinden machte dem Bruder bald Sorge, wie er denn überhaupt in seinen Briefen überall das größte Interesse für seine Familie, namentlich für die später an den Blattern erkrankte Lisette und für seinen Vater zur Schau trägt.

In Reuters Studien war inzwischen aber ein großer Wandel eingetreten, da er schon im Januar die ihm von jeher unangenehme Jurisprudenz aufgegeben und sich statt dessen der Mathematik und dem Baufach zugewandt hatte. Er wiederholte zunächst das auf dem Gymnasium Erlernte und vertiefte sich dann in zwei neuangeschaffte Werke des Professors Ohm, in die angewandte Mathematik und Mechanik. Allzu gründlich werden diese Studien ja kaum gewesen sein, schon deswegen nicht, weil ihm (wie er selber wiederholt klagt) jede Anleitung und jede Aussprache fehlte und weil ihn

auch der enge Raum und der unbequeme Sitz oft behinderte und bedrückte. Ähnliches hat er später in seiner Festungstid (Kap. 8) gesagt, mit tieferer Anschauung und reiferem Sinn.

Auch mit Zeichnen beschäftigte sich Reuter auf der Hausvogtei vielfach, wie die oben angeführten Skizzen und mehrere Hindeutungen in den Briefen beweisen. Seine Augen litten freilich unter dem beschränkten Licht; er mußte deshalb diesen Zeitvertreib oft ganz einstellen und sich auf das Lesen von Leihbibliotheksbüchern beschränken, mit denen ihn ein Vetter: August Bohm, damals Schüler des Grauen Klosters und später Pastor in Mecklenburg, reichlich versorgte.

Im übrigen hatte Fritz die Hoffnung, in seine Heimat ausgeliefert zu werden, noch immer nicht aufgegeben. Dies konnte, wie ihm der Kriminalrat Dambach sagte, allerdings nur auf diplomatischem Wege geschehen; indes die Erlaubnis, an den Großherzog und die Mecklenburger Regierung in dieser Angelegenheit schreiben zu dürfen, war ihm unbedingt verweigert worden. Trotzdem hoffte er weiter, zumal ihm sein bestellter Verteidiger, der Justizkommissionsrat Kunowski, mehrfach, zuletzt wohl noch im Oktober (I, 162 u. 165) die bestimmte Versicherung gegeben hatte, daß er ausgeliefert werden müsse. Das Schlußverhör hatte nach den Untersuchungsakten schon am 11. September stattgefunden und nichts neues ergeben: Reuter blieb dabei, daß er den revolutionären Absichten der Burschenschaft ferngestanden und das verhängnisvolle Lied: „Fürsten zum Land hinaus“ nur seiner ansprechenden Melodie wegen und nur teilweise gesungen habe. In der Schlußverhandlung am 15. September hatte dann sein Verteidiger den formellen Antrag gestellt, Reuter zur weitem Verfügung und Bestrafung der Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Regierung auszuliefern: Reuter sei Ausländer, habe sein Vergehen im Auslande begangen, und wenn es auch mit gegen Preußen gerichtet gewesen sei, so sei es doch bei dem Konat geblieben, und Reuter habe keine Verpflichtung gehabt, die preußischen Gesetze über geheime Verbindungen zu kennen. Das Kammergericht soll diesem Antrag nicht abgeneigt gewesen sein; allein der Justizminister Mühler entschied auf grund eines Beschlusses der Ministerialkommission am 3. Ok-

tober 1834 gegen eine Auslieferung, weil Reuter sich als Mitglied der Germania auch eines Verbrechens gegen den preußischen Staat schuldig gemacht habe; er sei außerdem in Preußen ergriffen worden und könne deshalb auch in Preußen zur Untersuchung und Bestrafung gezogen werden.

Davon erfuhr Reuter allerdings vorläufig noch nichts; wie sich denn überhaupt der Justizrat Kunowski fortan wohl nicht mehr viel um seinen Klienten gekümmert hat; wenigstens versichert der Dichter später in seiner Festungstid, sein ihm gesetzter Verteidiger habe ihm zwar fest versprochen, daß er in sein Vaterland Mecklenburg ausgeliefert werden müsse, habe ihm aber auf keinen Brief geantwortet. Auch sonst waren die Verhältnisse in der Hausvogtei recht unbehaglich, zum teil wohl nicht ganz ohne Reuters Schuld, der im Gefühl seines halben Rechts und seiner noch ungebrochenen Kraft öfter getrotzt zu haben scheint und dann dem Kriminalrat Dambach zu Tadel und sogar zu Disziplinarstrafen anlaß gab. Dambachs Schilderung selbst, die Bailleu (S. 395, Anm.) nur auszugsweise mitteilt, klingt freilich übertrieben hart und schroff, aber es dürfte ihr doch manches wahre zugrunde liegen, wenn z. B. gesagt wird, daß Reuter an und für sich gutmütig, aber leicht zum Zorn gereizt und dann einem Tiere (!) ähnlich sei. In seiner niederdeutschen Krafnatur lag viel berserkerhaftes, wie seine in manchen Dingen immer zügellos gebliebene Lebensführung schon verrät. So mag ihn denn die oft unbillige Strenge Dambachs und seine ganze Lage in der Hausvogtei nicht selten zu wilden Zornausbrüchen und höchst peinlichen Auftritten hingerissen haben. Jedenfalls hat sich die Erinnerung an die „Quälereien seiner Untersuchungshaft“ bei dem Dichter niemals recht verwischt, obgleich er am Ende des 12. Kapitels seiner Festungstid über alles andere einen dicken Strich machen und nur deswegen noch von dem Kriminaldirektor einst Rechenschaft verlangen will, warum er während seiner zweiten Haft in der Hausvogtei seinen Vater nicht zu ihm gelassen habe. Das hat ihm Reuter nie verziehen, ebensowenig, wie er dem „Philosophen“ Schramm seine Aussagen über und gegen ihn vergeben hat; denn er hielt mit niederdeutscher Zähigkeit überall an seinem Haß und seiner Liebe fest,

ohne jedoch als eine durchaus subjektive Natur stets und unbedingt das Richtige zu treffen.

So wird Reuters Hausvogteizeit litterarisch von großer Wichtigkeit, weil sie den Haß in ihm groß gezogen hat; den Haß, der, ob gerecht oder ungerecht, seiner Festungstid an vielen Stellen das Temperament giebt. Wir aber können es jetzt noch mehr begreifen, weswegen Reuter schon in dem Gedanken sehr froh war, daß er noch vor Verkündigung des Urteils auf Festung abgeführt werden sollte, damit ihm später die Zeit bis zu dessen Eintreffen auf seine Strafe angerechnet werden könne (Briefe I, 159).

V.

Silberberg. Glogau.

Am 12. November 1834, also nachdem Reuter schon über ein Jahr in Untersuchungshaft gesessen hatte, wurde er endlich auf Festung gebracht, nun aber in solcher Eile, daß er nur mit genauer Not eine kleine Notiz von seiner Abreise an seinen Vetter Ernst gelangen lassen konnte (Briefe I, 163). Er war für den am Ausgang des Eulengebirges gelegenen Silberberg bestimmt, den Friedrich der Große mit vieler Mühe und vielem Gelde befestigt hatte, um sich einen geschützten Übergang in die Grafschaft Glatz und nach Böhmen zu sichern. Die eigentliche Stadt befindet sich unten am Fuße des Berges, während die übrigens 1859 eingezogene Festung meist aus dem Felsen herausgearbeitet worden ist. Auf ihrem höchsten Punkte, dem Donjon, der nahezu 400 Meter über dem Meeresspiegel liegt, waren die Gefangenen untergebracht. Dort hielt auch „ein Sergeant eine Art von Restauration, und wenn die Gefangenen in die Stadt hinab und in das dortige Gasthaus oder in die an den Berglehnen wachsenden Haselnüsse gehen wollten, so durften sie das in Begleitung eines der sogenannten Garnisöner“.*)

*) Das waren alte Soldaten aus den Freiheitskriegen, die zugleich einen Teil der Besatzung bildeten: sie gingen alle mit Stöcken, da man fortwährend steigen musste und ein zweimaliger Gang auf die Festung

Jedenfalls genoß Reuter mit seinen Gefährten auf dem Silberberg ziemlich viele Freiheiten, wie gleich der erste Brief (I, 165) betont: sie durften sich an bestimmten Tagesstunden, vor- und nachmittags, soviel Bewegung machen, wie sie wollten, durften sich mit einander unterhalten und des Sonntags auch die unten in der Stadt gelegene Kirche besuchen. Schlimm waren nur das Klima und die ganzen Temperaturverhältnisse des Silberbergs, denn infolge seiner hohen Lage hatten die Gefangenen nicht nur häufig unter heftigen Stürmen und Nebeln zu leiden, sondern der Winter dauerte geradezu von Oktober bis Ende Mai oder Anfang Juni (I, 173). Reuter berichtet am 6. April 1836, daß sie zwei Tage vorher einen Fuß hoch Schnee gehabt hätten, der noch läge, und daß im vergangenen Jahre sogar noch am 9. August auf Festung Schnee gefallen sei*). Unter diesen Umständen hatte sein recht geräumiges Zimmer in der Kasematte (es war nach seiner Angabe größer als der Ratssal in Stavenhagen) nur einen bedingten Wert; denn ganz abgesehen davon, daß der Salpeter in großen Krystallen von den Wänden herabhing, konnte es bei der abscheulichen Kälte und dem noch schädlichern Zuge überhaupt nicht erheizt werden (I, 180). So hatte denn Reuter fortwährend unter starken Erkältungen zu leiden, die ihn öfter längere Zeit ans Bett fesselten, und die Klagen über seinen schlechten Gesundheitszustand hören in seinen Briefen überhaupt kaum auf**). Besonders schlimm war es für seine Augen, die ohnehin schon von den schlechten Lichtverhältnissen

ohnehin schon sehr müde machte; s. Knötel, Aus der Franzosenzeit (Leipzig, Grunow), S. 14. Es wird dort hinzugefügt, dass die oben erwähnte Erlaubnis später zurückgenommen wurde, als der eine oder der andere sie zur Flucht benutzt hatte. Möglich, dass auf diese Weise auch Bönninger entkommen ist, einer von Reuters Leidensgenossen, der vom Silberberg entfloh, s. Festungsid, Kap. 6.

*) Ähnliche Angaben hat sein Leidensgefährte Wachsmuth, der spätere Amtsgerichtsrat in Krossen, viele Jahre nachher Gädertz in einem Briefe gemacht; s. Reuterreliquien, S. 33.

***) In Übereinstimmung damit versichert Wachsmuth (a. a. O. S. 32), dass Reuter in der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Silberberg kränklich gewesen sei. Er (Wachsmuth) habe oft Tage und Nächte lang an seinem Bett gewacht, wenn er in wilden Fieberphantasien in seiner Kasematte gelegen habe. Sein Geist sei dann Tage lang umflort gewesen; überhaupt habe sein hoher Genius damals noch keine Spur von sich erkennen lassen — — —

in der Hausvogtei angegriffen waren, daß er, um nicht zu frieren, am Ofen, d. h. 15 Schritt vom Fenster zu arbeiten gezwungen war. Nach und nach stellte sich auch ein Magen- und Unterleibsleiden heraus, über dessen Natur wir kaum im unklaren bleiben werden, wenn wir Reuters eigene Schilderung (I, 198; Brief vom 16. August 1836) lesen: „Mein Magen ist oft so schwach, daß ich wenig Speisen vertragen kann, und von Zeit zu Zeit leide ich an so heftigem Erbrechen, daß es zuweilen drei Tage und Nächte anhält, bis endlich Blut kommt; dann ist's gut.“ Das sind genau dieselben Erscheinungen, die sich auch in späteren Jahren regelmäßig wieder einstellten, wenn Reuter infolge innerer Reizung sein zeitweiliges, maßloses Trinken begonnen hatte. Hier auf dem Silberberg mit seiner bis ins Mark dringenden Kälte und seiner trostlosen Einsamkeit scheint der Bedauernswerte, den noch dazu die Zweifel über sein Schicksal und den Ausgang des bösen Demagogenhandels über zwei Jahre lang täglich aufs neue marterten, den Grund zu seinem allmählich unheilbar oder vielmehr unbezwingbar gewordenen Leiden gelegt zu haben. Der Vater hat, namentlich als sein Sohn im Sommer 1835 längere Zeit schwieg, diese Zustände bald geahnt und bei einem Herrn v. B.*) Erkundigungen über seinen Sohn eingezogen, die in keiner Weise erfreulich lauteten (Brief des Vaters vom 4. November 1835; I, 177). Im Januar gestand denn Fritz Reuter offen ein, daß er früher (!) mehr geistige Getränke getrunken habe, als ihm dienlich, obgleich er nie in grober Trunkenheit gewesen sei, bat aber seinen Vater zugleich, sich doch nicht mehr an andere, namentlich nicht an B. . . **) zu wenden, da er stets von ihm alles günstige oder ungünstige erfahren solle. Das alte Mißtrauen des Bürgermeisters war also wieder da und mit diesem auch das alte peinliche Verhältnis. In der folgenden Zeit besserte es sich wieder etwas, aber nur auf wenige Monate; denn

*) Dem Platzmajor von Berg, s. I, 172 und 222; vgl. II, 73. Der Kommandant war der Oberst, später Generalmajor von Langen.

**) Hier ist, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, nicht der Platzmajor v. Berg, sondern ein Festungskamerad gemeint; vielleicht Braun, zu dessen Namen jedenfalls die vier Punkte passen. — Es ist bedauerlich, dass uns der Herausgeber der Reuterbriefe durch seine ziemlich zwecklosen Verstümmelungen öfters so im Dunkeln tappen lässt.

in dem bekannten, schon von Glogau veröffentlichten Briefe vom 31. Oktober 1836 gab Fritz offen zu, daß er, der Gesundheit und des Lebensglückes, ja auch des Lebensmutes beraubt, jetzt auf dem Wege sei, sich einen passiven Mut zu verschaffen, dessen Höhepunkt völlige Apathie sein werde; wenn dies Bestreben für einen Menschen, der im Genusse seiner Freiheit sei, etwas schreckliches, ja sogar sündliches enthalte, so sei es für einen Gefangenen nicht allein zuträglich, sondern wie er glaube, mit der Moral völlig übereinstimmend, wenigstens für einen Gefangenen seiner Klasse! Einen weit schlimmern Eindruck noch als dieser immerhin klare und verständliche Brief macht das unmittelbar darauffolgende verworrene Schreiben vom 27. Dezember 1836, in dem der Sohn die Verzeihung des Vaters „wo nicht zu erhalten, doch zu erlehen wünscht.“

Unter solchen Umständen konnte denn auch von Arbeiten nur zeitweise die Rede sein. Im Anfang hielt Reuter freilich noch an dem Studium der Mathematik fest, dem er sich auf der Hausvogtei bis zuletzt eifrig gewidmet hatte. Ja, er schaffte sich sogar auf den Rat seines Vaters bald einen Scholaren an (I, 168) und arbeitete im Sommer fleißig mit andern, besonders mit seinem Freund Scheibener zusammen, der mit ihm auch ein und dasselbe Zimmer bewohnte (I, 173, 175, 189). Auf seine hier und da wieder auftauchenden Stundenpläne und Tageseinteilungen ist allerdings, wie wir aus frühern Zeiten wissen, nur geringer Wert zu legen, namentlich wenn zugleich das frühe Aufstehen betont wird. Allmählich erkaltete jedoch seine Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften; Reuter fing an daneben Französisch zu treiben und zu zeichnen, ja auch das Spanische wollte er beginnen. Dann aber rückte er schließlich — noch in demselben Brief (I, 191) — mit seinem alten Lieblingswunsch heraus, Landwirt werden zu dürfen, denn für ein Studium sei er, selbst wenn er jetzt (1836) freikomme, zu alt geworden; er wolle sich daher nach seiner Entlassung ein halbes Jahr bei seinem Vater zuhause aufhalten, ihm in seinen ökonomischen Bestrebungen an die Hand gehen und von seiner Erfahrung lernen; später könne er dann vielleicht ein ökonomisches Institut besuchen oder zu seiner ferneren Ausbildung zu einem theoretisch und praktisch ausge-

bildeten Landwirt gehen und schließlich die Ökonomie seines Vaters mitverwalten helfen. Der alte Bürgermeister fand diese Pläne keineswegs glücklich, besonders wenn Fritz sein Nachfolger zu werden beabsichtigen sollte. Mit einem durchaus berechtigten, stolzen Selbstbewußtsein erklärte er (I, 202 f.): „Wenn ich in der Konkurrenz von ganz Mecklenburg einige recht gute Erfolge erreichte, so hat das seinen Grund in meiner Beharrlichkeit, Umsicht und Betriebsamkeit, worin ich andern überlegen bin. Die Sonne hat mich, mein lieber Sohn, von Kindesbeinen an selten im Bette begrüßt, sondern ich sie, sowie meinen Friedrich, Karl und Johann, und diese Erfahrungen lassen sich nicht in ein paar Jahren erwerben, noch weniger diese mir eingeborene Betriebsamkeit, wodurch ich auf zweihundert Morgen das erreichte, was durchschnittlich im ganzen Lande oder doch kaumhin nur auf zweitausend Morgen erreicht wird; aber dies mit unermüdeter Hand und Sorgfalt ausgeführte und mit Erfolg gesegnete Gebäude geht auch in einer weniger betriebsamen, weniger fleißigen und unerfahrenen Hand um so rascher zu grunde, je künstlicher es ist.“ Trotz all dieser Bedenken — und das ist für die fast unerschöpfliche Vaterliebe des Bürgermeisters so recht bezeichnend — erteilte er seinem unglücklichen Sohne schon wenige Wochen später, in einer Zeit neuer, großer Verstimmungen die erbetene Erlaubnis; ja, er schickte ihm sogar gleichzeitig landwirtschaftliche Bücher mit, aus denen Fritz sich bald Auszüge zu machen anfang, um sie seinem Vater später als Beweise seines Eifers zu übersenden (I, 219).

Daß Reuter auch auf Festung nicht wenig Geld brauchte, dürfte aus seiner an und für sich nicht sparsamen Natur und aus seiner oft so bedenklich ungleichen und unordentlichen Lebensweise erhellen. Freilich war der Satz von täglich fünf Silbergroschen, den die Festungsgefangenen damals von staatswegen bezogen, so außerordentlich kärglich bemessen, daß sich damit auch bei den vortrefflichsten ökonomischen Anlagen nicht auskommen ließ. Man höre Reuters eigene Darlegung (I, 171): „Für den Mittagstisch haben wir zwei Silbergroschen zu zahlen, des Morgens esse ich eine Mehlsuppe, d. h. Wasser und Mehl, für 1 Sgr., nun habe ich für den Abend noch kein Brot und Butter, kein

Licht, keine Wäsche, (das Tabakrauchen, für mich in dieser Lage eine vorzüglichste Unterhaltung, habe ich schon aufgeben müssen, obgleich ich das Pfund nur zu 2 Sgr. rauchte).“ In den ersten Monaten hatte der Kommandant des Silberberges aus den Geldern, die der Vater eingeschickt hatte, Reuter eine Zulage gegeben, aber Anfang 1835 mußte er wohl so strenge Bestimmungen für die gefangenen Demagogen erhalten haben, daß er im Februar zu den 5 Thalern Verpflegungsgeldern monatlich nichts mehr zuschoß und die noch übrigen 5 Louisdor einfach in Verwahrung behielt*). Seine traurige Lage, in der er bei einer höchst schwankenden Gesundheit seinem Hunger nur durch Kommissbrot steuern konnte, brachte Reuter nun auf den Gedanken, seinem Vater „auf ungesetzlichem Wege, d. h. durch Vermittlung anderer Personen“ den Klagebrief vom 26. Februar 1835 zukommen zu lassen und ihn dringend um besonderes Geld zu bitten: er solle die Antwort an E. in Brandenburg schicken, diesen eine Adresse an P. in Frankenstein in Schlesien machen lassen und unter der letztern eine an die Frau Pastorin N. N., dann werde der Sohn alles sicher und unverraten erhalten. Der Frankensteiner Kaufmann, der sich für die Silberberger sehr interessierte, weil er auch einen Schwager auf Festung hatte, brachte das gewünschte in Gestalt von 4 Louisdor einige Zeit darauf persönlich, und das gab denn schon am 15. Juni (I, 174) Fritz den Mut, um einen neuen Privatzuschuß in Stavenhagen einzukommen. Auch spätere Briefe sind, obgleich das nicht mehr ausdrücklich betont wird, sicher durch Vertraute in die Hände des Bürgermeisters gelangt, z. B. das Schreiben vom 8. August 1836 (I, 193 ff.), das am Schluß ebenfalls wieder um Geld bittet. Durch dies übrigens auch aus der Festungstid nicht ganz unbekanntes Mittel vermieden die Gefangenen die peinigende Briefcensur; sie konnten

*) Im schreiendsten Gegensatz zu dieser Härte stehen die grossen Vergünstigungen, die drei adlige Herrn auf dem Silberberg genossen. Diese, nach Reuters Angaben (im 25. Kapitel der Festungstid) Betrüger oder Diebe, durften entweder unten in der Stadt wohnen oder sich bei den weitgehendsten Freiheiten das Festungsleben wenigstens so angenehm wie möglich gestalten. „Des' Ort ehr kostbor Leben müsst konserviert warden, an uns, Hochverrätters un Königsmürders, was jo nieks gelegen. Schad', dat wi nich ok vörnehm wiren und stahlen hadden!“

freier reden und auch sonst ihre Lage nicht unwesentlich mildern.

Reuter hatte anfangs 5 und später 11 Genossen auf dem Silberberg (s. I, 164 und Gädertz, Reuterreliquieen S. 32), unter denen ihm der Philolog Scheibener aus Greifswald damals am nächsten gestanden zu haben scheint. Wie bereits oben mitgeteilt worden ist, wohnte und arbeitete er mit ihm zusammen. Als Scheibener dann im Mai 1836 aus seiner Haft entlassen wurde, gab Reuter ihm einen Brief an seinen Vater mit, in dem er den Freund wie einen Bruder aufzunehmen und für den in drückenden Verhältnissen Lebenden recht bald eine neue Hauslehrerstelle auszuspähen bat. Mit den übrigen hat Fritz Reuter nicht in so dauerndem Frieden gelebt wie mit diesem sehr stillen und zufriedenen Menschen, der außerdem etwas tüchtiges gelernt hatte. Der Brief vom 30. Januar 1836 deutet einen Bruch seiner sämtlichen Beziehungen zu seinen Mitgefangenen an, den der Schreiber selbst „frei und offen“ herbeigeführt haben will, und im August versichert er noch einmal, mit seinen Genossen fast keinen Umgang zu haben. Später, nach einem Stimmungsumschwung bei Reuter zum Bessern, hat sich das alles wieder ausgeglichen, wie zwei unten angeführte Stellen aus der Festungstid und dem ersten Glogauer Brief zeigen. Außerdem gedenkt der Dichter seiner alten Kameraden vom Silberberg in einem Brief vom 16. August 1864 (an den Amtsgerichtsrat Wachsmuth in Krossen, s. Gädertz, Reuterreliquieen, S. 145 ff.) mit großer Liebe und Anhänglichkeit, wie er denn auch ihre Schicksale sorgfältig verfolgt hat und mit mehreren wieder in die freundschaftlichsten Beziehungen getreten ist, so namentlich — außer mit Wachsmuth selber — mit Wuthenow (weil. Kreisgerichtsrat in Greifswald und Gatten der auch durch ihre Lebensschicksale bekannten Dichterin „Annamarie Schult“*) Scheibener, Bohl und Schultheiß**).

*) Die Eltern dieses Festungsgenossen lernte Fritz Reuter zufällig auf seiner Auslieferungreise nach Dömitz kennen, in jenem ergreifenden Auftritt, den das 25. Kapitel der Festungstid beschreibt und der sich im Kyritzer Posthause abgespielt hat. Eine ordentliche Freude kam dort über ihn, dass er die bedauernswerte Familie trösten und „recht was gutes sagen und erzählen konnte“, denn Wuthenow (dort mit W. in S. bezeichnet) „was gesund blewen (geblieben) an Lif un Geist.

***) Über alle diese berichtet Reuter eingehend in seinem Brief an

In jene Zeit, wo Reuter mit seinen Leidensgefährten schlecht stand, fielen auch die Bemühungen seines Vaters und seine eigenen, vom Silberberg womöglich nach Stettin, also in eine größere Nähe Stavenhagens versetzt zu werden. Dies wurde indes nicht genehmigt, ebensowenig Spandau. Da außerdem Fritz Reuters Antrag auf endliche Auslieferung in seine Heimat (I, 214) wieder abgelehnt worden war, so blieb schließlich nur noch Magdeburg übrig, „wo es freilich nicht zum besten sein sollte“. Dennoch war eine Aufenthaltsveränderung dringend geboten, weil Reuter nach einem Zeugnis des Stabsarztes Starke an einem chronischen Unterleibsleiden und besonders an einer krankhaften Veränderung der linken Augenbogenregenhaut litt: wenn dies nicht baldigst gehoben wurde, so konnte vielleicht ein schwarzer Star daraus entstehen. Der Gefangene war deshalb auch schon nach dem untern Teil der Festung überführt worden, da die Feuchtigkeit der Kasematten und die strenge Luft daselbst seinem Zustand oft sehr nachteilig geworden waren (I, 209).

Bevor Reuter aber den Silberberg verließ, wurde ihm und seinen Genossen am 28. Januar 1837, also 3 $\frac{1}{4}$ Jahr nach seiner Verhaftung, im Rathause der Stadt durch den Direktor des Land- und Stadtgerichts Frankenstein endlich das Urteil des Kammergerichts verkündet. Darnach waren acht von ihnen einschließlich Reuters mit Konfiskation ihres Vermögens zu bestrafen und mit dem Beil vom Leben zum Tode zu bringen. Zartfühlenderweise hatten die Gerichtspersonen allerdings, wie Reuter in seinem Brief vom 31. Januar hervorhebt, zuerst die Begnadigung des Königs vorgelesen, die für Reuter und seine besondern Leidensgefährten auf dreißigjährigen Festungsarrest lautete. Man hatte nach Fritz Reuters eigener Darstellung (I, 226 f.), die

Wachsmuth. Ferner werden dort erwähnt: Bönninger, der bekanntlich vom Silberberg entkam und 1864 schon gestorben war, Stahlberg, Braun und D . . . = Döhn (s. Briefe I, 166). Dieser war nach derselben Quelle (I, 102) von 20 zu 4 Jahren begnadigt worden und übernahm nach dem Tode seiner Eltern als Pächter das Gut Sieden-Bollentin, das eine Reihe von Jahren später Reuters Herzensfreund: Fritz Peters angekauft oder vielmehr eingetauscht hat; in Folge eigener Schuld kam Döhn jedoch nicht vorwärts und starb schliesslich ganz verarmt. — Über W . . . in Manchester, dessen Namen Gädertz ebenfalls unterdrückt hat (warum nur?), weiss ich keine Auskunft zu geben.

-den Thatsachen im ganzen entspricht, gravierte und nicht gravierte Verbindungen unterschieden und zu den Letztern außer der Breslauer Burschenschaft, deren Tendenz nicht so schroff ausgesprochen war, alle Burschenschaften vor*) dem Jahre 1832 gerechnet. Unter diesen waren die Breslauer entweder mit 6 — 8 — 10 oder (die Gravierten) mit 12—16 Jahren bestraft, alle andern nur mit 6 Jahren und dann noch ganz oder mit Festung bis zu einem Jahre begnadigt worden. Viel schärfer verfuhr man mit den Mitgliedern der Burschenschaften, die es in den Jahren 1832 und 1833 in Heidelberg, Bonn, Jena, Tübingen, Erlangen, Würzburg, Greifswald, Halle und Kiel gegeben hatte: die nicht gravierten wirklichen Mitglieder erhielten dieselbe Strafe wie Reuter, die gravierten dagegen wurden zum Tode durchs Rad verurteilt und zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt. Nur die nicht in die eigentliche Verbindung aufgenommenen Kommentburschen dieser Burschenschaften kamen mit sechs Monaten Festungsarrest davon, auf die der sechsjährige Festungsarrest des Urteils im Gnadenwege herabgesetzt worden war.

Die außerordentliche Härte jener Strafen gegenüber der Milde anderwärts erklärt sich nicht nur aus der Verschiedenheit der Gesetze und der Konsequenz des preußischen Gerichtshofes, wie Reuter selbst meint (I, 228), sondern namentlich aus der Angst und dem bösen Gewissen der preußischen Regierung, die ihre Versprechungen nach den Freiheitskriegen nicht gehalten hatte und nun argwöhnisch darüber wachte, daß nichts gegen den gewaltsamen Umsturz der preußischen Verfassung geplant wurde. Andererseits sind die Burschenschaften aber auch nicht so harmlos gewesen, wie es Reuter an verschiedenen Stellen seiner Festungstid darstellen möchte, um die gewiß nicht kleine Schuld des preußischen Staates noch mehr zu vergrößern. Denn schließlich hatten er und seine Genossen doch nicht bloß dafür zu leiden, daß sie „auf einer deutschen Universität am hellen, lichten Tage deutsche Farben getragen hatten“. Überhaupt muß man bei der Beurteilung der Festungstid immer und überall festhalten,

*) Im Text bei Engel steht allerdings der Lese- oder Druckfehler „von“; s. das folgende.

daß das Buch keine streng geschichtliche und allgemeinzuverlässige Darstellung jener bösen Zeit giebt und geben soll. Bei Reuters starker Subjektivität war dies von vornherein auch schon garnicht einmal möglich. So finden sich denn neben manchen Irrtümern auch willkürliche Abänderungen öfter, als man glaubt. Daneben ist vieles aus künstlerischen Gründen umretouchiert oder unter eine ganz persönliche Lupe gebracht. Der Dichter will freilich von den Disteln Feigen pflücken, aber er hat doch keineswegs das ihm zugefügte Leid und das ihn so viele Jahre lang marternde Gefühl eines verpfuschten Lebens völlig vergessen. Er brauchte das auch garnicht: der Haß, der berechnigte Haß gilt auch in der Poesie, besonders wenn er sich mit seiner herben Kraft zu andern schönern Empfindungen gesellt und sich diesen schließlich unterordnet.

Was nun Reuters Silberberger Zeit anlangt, so kann es zunächst auffallen, daß sie in der Festungstid nur an einzelnen Stellen berücksichtigt worden ist, obgleich der Dichter gerade von den Jahren, wo er noch auf dem Sülwerberg studierte“, in Freundeskreisen mit Vorliebe zu erzählen pflegte. Das liegt jedoch an der Anlage des Ganzen, wie am Schluß der Festungszeit erörtert werden soll. Uns interessiert hier nur kurz noch die Frage, was Fritz Reuter aus später Erinnerung vom Silberberg berichtet und wie weit sich dies mit seinen Briefen deckt oder seine frühern Mitteilungen ergänzt. Gleich im 1. Kapitel der Festungstid betont er, daß er in Silberberg Kameraden, gute Freunde und Bekannte gehabt habe; vor diesen warnt er dann in Graudenz (Kap. 19) den Philosophen, der sich auf den Silberberg, in die Nähe des elterlichen Hauses versetzen lassen will; Schramm werde bei den Leidensgenossen dort mit seinem Heldengedicht Paulus und seiner Philosophie nicht durchkommen, weil die Silberberger Onkel Dambach und Berlin noch zu gut im Gedächtnis hätten. Sonst scheint es ein ziemlich harmloses und lustiges Völkchen gewesen zu sein, das namentlich viele musikalische Freiheiten genoß und sich diese denn auch in weitgehendstem Maße zu nutze machte: „mein gutes Herr Bohlchen“ spielte alle Abend die Ouvertüre von der weißen Dame, frère Braun quälte seine Violine täglich drei Stunden lang, und schließlich fing dann noch „de

Bur“ unter Reuters Zimmer mit dem Horn an, so daß dieser in seiner Verzweiflung zum Wasserkrug griff und mit dessen durchrieselnden Fluten dem blasenden Kameraden das Notenblatt durchweichte (Kap. 6). Besonders eingehend beschreibt der Dichter in Kap. 4 seine düstere Kasematte, hinter der ein dunkles Loch lag, wo der durch Pittaval bekannte Räuber und Mörder Exner vordem in Ketten angeschlossen war. Links von ihm befand sich die Kirche, in der als einer Art von Montierungskammer weiße österreichische Mäntel hingen usw. Natürlich besuchte Reuter am Sonntag nicht diese, sondern das in der Stadt belegene Gotteshaus, wie oben aus dem ersten Brief auch schon mitgeteilt wurde. Für seinen frommen und kirchlichen Sinn aber ist es bezeichnend, daß er während seiner ganzen Festungszeit auf den Kirchenbesuch stets den größten Wert gelegt hat und in Magdeburg die Silberberger Vergünstigung schmerzlich vermißt (Kap. 8). Auch der kleinen grauen Schwesterschar aus Gnadenfrei gedenkt er freundlich, die, mit großen Feldblumensträußen geschmückt, alljährlich einmal mit ihrem Schulmeister nach dem Silberberg kamen, um dort die weite Aussicht über das Land zu genießen (Kap. 5). —

Bald nachdem ihm sein Urteil verkündigt worden war, im Februar 1837, wurde Reuter seiner schwachen Augen wegen vorläufig nach Groß-Glogau überführt, wo er keinen Schicksalsgefährten vorfand, sondern ganz allein war: diese Einsamkeit veranlaßte ihn in seinem Brief vom 23. Februar einen Rückblick auf die letzten Jahre zu werfen: „Verlassen habe ich in Silberberg viel, was ich hier nicht wiedergefunden, Freunde und Bekannte, die durch ein Glauben und Hoffen mit mir verwandt, durch ein gleiches Geschick nur noch enger verknüpft waren. Die daselbst verlebten Tage werde ich nie vergessen, sie bilden einen lehrreichen Abschnitt meines ganzen Lebens; dort wogten bunte Durcheinander in meiner Seele Hoffnung und Verzweiflung, höchstes Glück*) und höchstes Leiden, und wenn dieser mein jetziger Aufenthaltsort auch jenem nicht gleich ist in

*) Vielleicht bezieht sich dies auf eine Neigung, die Fritz Reuter „nach dem Zeugnis eines sehr unterrichteten Mitgefangenen“ (Raatz, S. 7) zu einer der beiden Töchter des Proviantmeisters Buckedien gefasst hatte.

äußern Anregungen, so schweigen hier auch die dort herrschenden Stürme, die Kontraste treten zurück und hoffentlich wird die Ruhe ebenso lehrreich für mich sein wie der Sturm“. Diese friedliche Stimmung hatte der Gefangene nach seinem eigenen Geständnis im zweiten und letzten Glogauer Briefe größtenteils dem zweiten Kommandanten, dem Major von Wichert, zu verdanken, der sich ebenso wie der Platzmajor Kurz seiner aufs freundlichste annahm. Die von Reuter gewünschte Erlaubnis, die Stadt und namentlich die dort befindliche Runkelrübenfabrik besichtigen zu dürfen (sie interessierte ihn namentlich seines Vaters und seiner eigenen Landsmannspläne wegen), konnte er ihm freilich nicht erteilen. Dafür versah er ihn mit Büchern, sogar mit landwirtschaftlichen Werken. Reuter hat dem edeln Mann zeitlebens eine dankbare Erinnerung bewahrt und ihm — neben dem freundlichen Platzmajor mit seinem Linsengericht — ein schönes Denkmal in seiner Festungstid gestiftet: das ergreifende Schicksal des „Obersten B.“, der es von einem einfachen Knecht durch Mut und Thatkraft zum Stabsoffizier gebracht haben soll und doch schließlich im Irrenhaus endigt, bildet mit anderm zusammen einen großartigen Hintergrund, von dem sich das halb poetische Kleinleben des Gefangenen wirkungsvoll abhebt.

So kurz also auch Reuters Aufenthalt in Glogau gedauert hat (kaum sehr viel länger als einen Monat), war er doch gewissermaßen reich an innern und äußern Erlebnissen. Der anziehende Stoff, imbesondern das Verhältnis seines eigenen Schicksals zu dem des Majors v. Wichert und des Raubmörders Schnabel, mag deshalb den Dichter schließlich veranlaßt haben, seine Festungstid gerade mit Glogau zu beginnen. Er schuf zugleich damit, daß er seine freundliche Behandlung auf dieser Festung überall hervorhob, einen starken Gegensatz zu Magdeburg.

VI.

Magdeburg.

In den letzten Tagen des März 1837 traf Fritz Reuter nach einer sehr langsamen Reise auf der neuen

Festung ein, denn er war auf Anordnung des trefflichen Majors v. Wichert nicht mit Extrapost nach Magdeburg befördert worden, sondern in kurzen Tagesfahrten von Ort zu Ort gereist. Außer seiner Kränklichkeit hatte ihm jedoch das schlechte Wetter und eine „halbe Freiheit“, die „den zehrenden Funken der Sehnsucht in ihm vergeblich entfachte“, die an und für sich bequeme und auch nicht unangenehme Reise verdorben. Ihre ziemlich erheblichen Kosten betragen 20 Thaler 25 Sgr. und mußten vom alten Bürgermeister der Kgl. Kommandantur ersetzt werden.

In Magdeburg hat es nun unserm Dichter, wie aus dem ganzen Ton des betreffenden Teiles der Festungstid erhellt, wenig gefallen und auch gefallen können, wenn man die bösen Verhältnisse dort erwägt. Aber vielleicht noch schlimmer als diese war Reuters innere Stimmung, die nicht bloß durch den Ausblick in eine trübe Zukunft verbittert wurde, sondern auch dadurch, daß die immer aufs neue erwachenden Hoffnungen fast stets wieder scheiterten. Er selbst sagt in Kap. 6 der Festungstid: „Dat was dat Grausamste bi dat ganze Verfahren, dat von allen Siden in uns ümmer de Hoffnung weckt un nahstens von de Ministerbeinen un de staatsrätlichen Beinen tau Schanden pedd't (getreten) würd“. Wie aus den Untersuchungsakten feststeht, hat er allerdings dem Minister v. Kamptz, auf den sich verschiedene gereizte Stellen in seinen Briefen beziehen, durchaus Unrecht gethan. Denn gerade v. Kamptz ist es gewesen, der die beiden von der Mecklenburger Regierung nach Berlin übermittelten Gesuche des Bürgermeisters um Milderung des harten Schicksals seines Sohnes warm befürwortet hat*): freilich ohne Erfolg,

*) Bailen S. 398; das letzte datiert vom 13. April 1837. v. Kamptz war übrigens ein alter Bekannter des Bürgermeisters, und so hat sich dieser nicht nur bei seinem ersten Aufenthalt in Berlin, sondern auch später noch wiederholt schriftlich, mündlich oder durch andere an ihn gewandt. Wie sehr dem Minister das Unglück des alten Reuter zu Herzen ging, bezeugt sein von Hermana Ebert (Fritz Reuter, Sein Leben und seine Werke, Güstrow, Opitz S. 151 ff.) mitgeteiltes Schreiben, das an einen spätern Nachfolger des Amtshauptmanns Weber: v. Lowtzow (von 1833—1848 in Stavenhagen) gerichtet ist. Zur Anknüpfung dieses Briefwechsels führte u. a. den Umstand, dass Kamptz' eigener Vater vor vielen Jahren der erste Beamte des Stavenhagener Dominalamtes gewesen war und der spätere preussische Minister an Fritz Reuters Geburtsort selbst etne fröhliche Jugendzeit verlebt hatte.

denn die Ministerialkommission entschied dahin, daß man erst abwarten müsse, ob der Gefangene die Gnade des Königs anrufe oder von dem Rechtsmittel einer weitem Verteidigung Gebrauch machen werde. Fritz Reuter hatte auch selbst die richtige Empfindung, daß eine Verteidigung des Verbrechens ganz nutzlos sei und nur dazu diene, die Begnadigung aufzuschieben (Briefe II, 5). Aber erst am 11. Mai wurde ihm das Urteil mit den Gründen vorgelesen: sie sind also nicht „in de Hor drögt“ (in die Haare getrocknet), wie der Dichter später behauptet. Allerdings war das Ganze nach seiner Ansicht (II, 11) mehr eine Geschichtserzählung. Nur am Schluß fanden sich einige wenige Bemerkungen, in denen es u. a. hieß: Reuter sei geständig das Lied: Fürsten zum Land hinaus gesungen zu haben, leugne aber den Vers über S. Majestät den König zu kennen; da ihm dies nicht zu glauben sei, müsse er der Majestätsbeleidigung für schuldig erachtet werden. Er leugne ferner in der Versammlung zugegen gewesen zu sein, in der die revolutionäre Tendenz ausgesprochen worden sei; auch dies sei ihm nicht zu glauben usw. Wir kennen diese beiden wichtigen Punkte, auf denen sich im Zusammenhang mit Reuters Zugehörigkeit zur Germania Anklage und Urteil gründeten, schon aus der Untersuchung auf der Hausvogtei und müssen uns auch erinnern, daß Reuters ganzes Auftreten damals einen günstigen Eindruck zu machen nicht geeignet war. Wenn nun ein bewußtes Leugnen des zur Rechenschaft Gezogenen ausgeschlossen erscheinen soll, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ein Irrtum oder eine Gedächtnisschwäche Reuters vorliegt, an der sein wildes Leben in Jena die Schuld trug. Jedenfalls nahm der Verurteilte, nachdem ihm die Gründe bekannt gemacht waren, seine Appellation als aussichtslos zurück und reichte ein Gnadengesuch ein (II, 12 ff.), zusammen mit seinem Vater, der sich in ergreifenden Worten jetzt gleichfalls unmittelbar an König Friedrich Wilhelm III. wandte*). Allein die Sache ging einen

*) Briefe II, 15—18. Aus diesem Gesuch verdient die Stelle hervorgehoben zu werden, wo der Bürgermeister seinen Sohn recht treffend charakterisiert: „Bei einem äusserst reizbaren Gemüte, bei einer lebhaften Einbildungskraft, besonders aber bei seinem grossen Leichtsinne und weit entfernt von dem Wohnorte seines Vaters und von einem väterlich ratenden

langsamen Gang. Inzwischen verbreiteten sich Gerüchte wohl nicht bloß in Magdeburg; man wolle zwei Rubriken bilden, von denen die graviertere gezwungen sein solle, nach Amerika auszuwandern; die minder gravierte solle entweder auch auswandern, könne aber auch hierbleiben, dürfe dann jedoch nie auf Staatsdienste anspruch machen! (II, 21). Solche Widersinnigkeiten wurden auch geglaubt, ein Beweis dafür, an was für Strohhalme sich die armen Festungsgefangenen anklammerten. Aber auch die feste Hoffnung auf den 3. August, den Geburtstag des Königs, trog. Freilich wurden die zu 6 Jahren Verurteilten bis auf einen nach und nach entlassen (meistenteils Bonnenser und Hallenser) und die zu 12—16 Jahren Verurteilten zu 3 Jahren begnadigt. So hofften denn auch die 30jährigen aufs neue und dachten mit 5—6 Jahren freizukommen (II, 27). So gut sollte es Reuter indes nicht werden. Denn obgleich ihm der Kommandant von Magdeburg, Graf Hacke, seine gute Führung bezeugt hatte und die Ministerialkommission sein Vergehen jetzt in einem mildern Licht sah, (weil die Germania trotz „ihres hochverrätherischen Zweckes wenig und zu dessen unmittelbarer Herbeiführung nichts gethan“, Reuter imbesondern auch nicht die Unterthanentreue verletzt habe, s. Bailleu S. 399), so tadelte sie doch seinen ganzen Lebenswandel und empfahl unter Verwerfung seiner Auslieferung, die einem Erlaß der gegen ihn zu vollstreckenden Strafe gleichkommen würde, ihn zu 8 Jahren zu begnadigen. Der König verfügte demgemäß in einer Kabinettsordre vom 10. September 1837, und Fritz erfuhr dies dann bald durch einen Brief seines Vaters; amtlich wurde die Strafherabsetzung ihm erst am 6. Oktober mitgeteilt. Anfangs war er „durch die Nachricht sehr niedergeschlagen worden“, besonders durch die Nichtversetzung nach Dömitz. Allein er hoffte bald wieder von neuem, da das Gerücht sich überall verbreitete, daß der König zur Feier seines vierzigjährigen Regierungsjubiläums (16. November 1837) eine allgemeine Amnestie für die politischen Gefangenen erlassen werde (II, 38 und 39). Vergebens! es blieb bei den 8 Jahren jetzt und später.

Freunde, unterlag mein unglücklicher Sohn dem heillosen Einfluss der Zeit, des Ortes und der Umgebung — —“

Daß aber eine Milderung der Strafe überhaupt stattgefunden hat — nach der Reuter freilich noch bis zum November 1842 hätte sitzen müssen —, darf keineswegs übersehen werden, wenn der Dichter selbst auch an den ursprünglichen 30 Jahren in seiner Festungstid überall festhält, um die Tragik seines Leidens noch größer erscheinen zu lassen. Die Biographen hätte schon eine Äußerung Reuters in seinem ersten Graudenzener Brief an Königk (Nachgelassene Schriften, XV, 95) stutzig machen sollen, wo der Gefangene — Ende März 1838 — von der tröstlichen Aussicht redet, seine 4 $\frac{1}{2}$ Jahre in der Hausvogtei abzusitzen. Jedenfalls mußten sie Bailleus ausführliche Mitteilungen verwerten, und zwar nicht bloß in diesem einen Punkt, sondern allgemein, um auch dem preußischen Staat, dessen Sache wahrlich schlecht genug ist, so weit als möglich gerecht zu werden. Der preußische König imbesondern war gewiß übel beraten und auch persönlich gegen die jugendlichen Missethäter eingenommen. Dennoch kam die Gnade nicht erst, als er tot war. Der Dichter hat freilich das Recht, unter bestimmten Bedingungen mit der Wahrheit etwas freier zu schalten. Nicht so der Biograph; ihm liegt ganz im Gegenteil die Verpflichtung ob, Dichtung und Wahrheit wieder streng von einander zu sondern und überall den objektiven Thatbestand festzustellen, wenn sein Liebling auch oft darunter leiden mag. Denn es ist keineswegs sein Beruf, ideale Götterbilder zu schaffen, sondern Menschen zu formen nach ihrem Bilde, so wie es ihm aus ihren Schicksalen und Schritten entgegentritt. Gädertz aber macht sich nicht selten gegen das blind, was seiner allzu rosigen Auffassung nicht behagt. Ebenso wenig kann Römer der Vorwurf erspart werden, daß er den negativen Stoff, darunter Reuters Briefe an seinen Vater, viel zu spärlich ausgenutzt hat. Eine Darstellung der Festungszeit kann jetzt aber unter keinen Umständen mehr auf der Festungstid allein aufgebaut werden, sondern muß sich zunächst auf die nunmehr glücklicherweise im Überfluß vorhandenen objektiven Nachrichten gründen.

Für Reuters äußere Lage in Magdeburg ist gerade sein letzter Brief (vom 3. August 1838) von der größten Wichtigkeit, weil er nicht den Weg durch die Kommandantur gegangen ist und deshalb ganz rückhaltslos und

ausführlich die bösen Verhältnisse schildern kann. Auf die allererste Zeit geht er allerdings wenig ein, namentlich nicht auf Reuters Ankunft, bei der sich der Gefangene gemäß § 1 des Reglements für die Festungsanstalten im Inquisitoriate zu Magdeburg (mitgeteilt von Gädertz, Reuterreliquien, S. 35 ff.) einer peinlichen Visitation unterwerfen mußte; man kennt Reuters humoristische Schilderung dieses Vorgangs aus dem 7. Kapitel der Festungstid. Auch § 4 war hart, denn er enthielt die Bestimmung, daß der Gefangene täglich mit dem Verpflegungssatz von 5 Sgr. ausreichen müsse und selbst der Vermögende nicht mehr als täglich 15 Sgr. verzehren dürfe. Fritz Reuter bat deshalb gleich im ersten Schreiben seinen Vater, dies berücksichtigen zu wollen und außerdem seine Briefe so einzurichten, daß nichts darin enthalten sei, was ihre Auslieferung an ihn erschweren oder verhindern könne. Denn nach der „Ergänzung zu dem von dem Kriegsministerio gegebenen Reglement für die Festungsanstalten im Inquisitoriate zu Magdeburg“ No. 3 wurden alle ankommenden Briefe der Kommandantur zur weitem Bestimmung übergeben. Diese (4) Ergänzungen haben Reuters besondern Zorn erregt (Festungstid, Kap. 8). Aber es unterlag doch auch auf andern Festungen der Briefwechsel des Gefangenen der Censur des Kommandanten. Ebenso werden auch anderwärts spirituose Getränke außer Bier verboten gewesen sein (No. 4). Pedantisch - hart erscheint allein die Anordnung No. 1, daß der Gefangenenwärter jeden Morgen um 8 Uhr die Bedürfnisse der Gefangenen für den Tag einzufordern habe und späterhin keine Wünsche mehr berücksichtigt würden. Hieraus und aus dem gehaltenen, trüben Ton vieler Magdeburger Briefe wird man indes schließen dürfen, daß Reuters Auffassung und Darstellung der ganzen Persönlichkeit des Generalleutnants Grafen Hacke, des ersten Kommandanten von Magdeburg, richtig ist. Ein Mann, der sich von einer so gemeinen Kreatur wie dem Schließer D mann alles mögliche zutragen ließ; der den braven Inspektor Maaß auf öffentlicher Parade wütend anfuhr: „Wieder nichts zu melden? — Melden Sie was, und ich werde den Leuten zeigen, wie man mit Hochverrätern umgehen muß!“ — ein solcher Mann mußte freilich Lust und Neigung haben, den bedauernswerten Gefan-

genen ihr bischen Leben noch saurer zu machen. Der zweite Kommandant, Major Bock („Oberst von L.“), meinte es besser, war aber machtlos. Auch der Platzmajor: Hauptmann Singer und der Gefängnisinspektor Maaß vermochten zunächst nicht viel; sie waren aber sehr brave Leute und konnten schließlich doch die Lage der Gefangenen durch manche kleinen Vergünstigungen bessern, nachdem Fritz Reuter den Schließer durch ein Pfund Tabak und anderes unschädlich gemacht hatte. Es kam dann allmählich so weit, daß sich eines Tages auf der Stube des Inspektors jene gemütliche kleine Kneiperei entwickeln konnte, die Reuter mit so vielem studentischem Behagen im neunten Kapitel seiner Festungstid beschrieben hat und die in der That einen Glanzpunkt des Magdeburger Lebens bildet.

Um so schlimmer war die erste Zeit, wo Reuter sich an die peinliche Enge der neuen Verhältnisse erst langsam gewöhnen mußte. Zunächst vermüßte er schmerzlich den weiten Raum der Festungskasematten in Silberberg und Glogau, obgleich er seiner Zeit auch über Mißstände bei diesen geklagt hatte. Hier in dem „apartig inricht'ten Gefangenhush“, dem Inquisitoriat, fehlte es ihm an Luft, Licht und Bewegung. Kein Wunder, denn die Zimmer waren sehr beschränkt und lagen gänzlich nach Norden, so daß kein freundlicher Sonnenstrahl durch die Gitter und in das kleine Fenster drang, welches übrigens nur einen kümmerlichen Ausblick auf eine kahle Mauer und einen Hof von 40 Schritt Länge gewährte (II, 28). Außerdem herrschte in den Räumen eine solche Feuchtigkeit, daß Stiefel, Bücher, ja selbst Holzwaren vom Schimmel überzogen und verdorben wurden. Dagegen half auch die bekannte unsinnige Luftheizung nicht. Das Wasser war Elbwasser, widerlich weich und zuweilen durch Schmutz und Sand ganz untrinkbar (II, 61). Die beiden täglichen Freistunden aber (nach § 10 sollten sie im Winter eigentlich nur eine haben) wurden den Gefangenen durch die Sonnenlosigkeit des mit hohen Mauern umschlossenen, nach Norden gelegenen Hofes und besonders durch die Kotgruben an beiden Enden mehr zu einer neuen Pein als zu einer wirklichen Erholung. Unangenehm war auch die Einzelhaft des ersten Monats für Reuter. Er durfte aber bald mit seinem alten Freunde Grashof zu-

sammenziehen: dadurch und durch die Konversation mit mehreren Gefangenen wurde sein ursprünglich einsames Gefängnis in ein ziemlich heiteres und erträgliches umgewandelt (II, 8). Die beiden Stubenkameraden beschäftigten sich dann auch mit Kochen, und Fritz meint in einer humoristisch gefärbten Schilderung dieser Thätigkeit: seine Halbschwester Lisette würde recht lachen und mit dem Kopfe schütteln, wenn sie Grashof und ihn ihr Abendbrot kochen und bei der Bereitung von Beefsteak, Karbonade oder Eierkuchen Butter verschwenden sehen könnte, nachdem die nötigen Beratungen mit ihren kleinen gemüthlichen Streitigkeiten erst vorhergegangen seien (II, 10). Auch weiterhin hat sich Reuter mit andern zusammen der edeln Kochkunst gewidmet, um es schließlich dann in Graudenz zu der aus der Festungstid hinlänglich bekannten Vollendung zu bringen.

Mit Vorräten und Lebensmitteln wurde er von hause öfter und reichlich versehen, wie denn überhaupt seine herzensgute Schwester Lisette als Hausmütterchen für den der Freiheit beraubten fernen Bruder in zärtlichster Weise sorgte. An sie wandte sich denn auch Fritz mit all seinen kleinen Wünschen um Strümpfe, Schnupftücher, Nachtjacken, Halsbinden, ja um drei Servietten sogar, da er nun seit 4 Jahren solche nicht mehr gebraucht habe (II, 35). Der Vater seinerseits mußte wieder mit besonderm Geld aushelfen, denn der von der Kommandantur gestattete Zuschuß von 10 Thalern monatlich reichte selten einmal aus. Zu diesem Zweck setzte er sich mit dem bedeutenden Handlungshause Müller und Weichsel in Verbindung, dessen Geschäftsführer, ein Herr Kämpf, sehr bald an dem jungen Reuter das lebhafteste Interesse gewann. Aus der Festungstid (Kap. 8) wissen wir, daß „dese leiwe, truge (treue) Mann“ ihm jeden Sonntag eine tüchtige Portion Braten zuschickte und ihm einmal sogar einen Kasten mit Pastellfarben mitbrachte, mit dessen Farben der noch wenig erfahrene Maler allerdings einige Wochen*) lang nichts anzufangen wußte, bis er schließlich erfuhr,

*) Vgl. Briefe II, 34 (Brief vom 30. September) wo Kämpf zum ersten Mal auftritt, und II, 41 (Brief vom 29. November), wo Reuter die Pastellmalerei schon munter betreibt. Das halbe Jahr des Dichters ist also wieder eine poetische Lizenz.

daß die Farben mit dem kleinen Finger eingerieben werden mußten. In Reuters Briefen taucht dieser lebenswürdige Herr Kämpf erst Ende September auf; er kann sich jedoch zunächst noch nicht recht in die Lage des Gefangenen hineinfinden. Indes sehr bald wurde das Verhältnis wärmer, und schließlich überschüttete er seinen Pflegling ordentlich mit Aufmerksamkeiten (II, 56 vgl. 52)*). Außer diesem fühlte sich Reuter auch dem Prediger Dr. Leist sehr verpflichtet, weil der ihn ebenfalls mit der größten Aufopferung seiner Zeit auf der Festung besuchte.

Anfang September wurde Reuter in das Lazarett aufgenommen, weil seine Gesundheit angeblich nicht die beste war (II, 30). Nach einer Bemerkung am Schluß vom 9. Kapitel der Festungstid ließen sie sich allerdings den Aufenthalt dort so ziemlich umgehen, und so kam denn mittlerweile auch an ihn die Reihe. Dank der menschenfreundlichen Fürsorge des tüchtigen Stabsarztes Reiche, der später so schneidig gegen den ersten Kommandanten auftrat, hatten sie es dort gut, wenn sie auch zu sieben in zwei zusammenhängenden Zimmern wohnten und außerdem im Vermögensfalle (nach einem Hackeschen Zusatz zu § 10) auch Verpflegung und Heilung bezahlen mußten. Die damals in Berlin besonders heftig wütende Cholera, die in Magdeburg ebenfalls manches Opfer forderte, that ihnen nichts, nicht einmal den wirklich Leidenden, deren Zahl nicht unbeträchtlich war. Dafür erlebten sie den köstlichen Schwank von Wagners und Reinharths Flucht, in deren prächtiger Darstellung der Höhepunkt der Magdeburger Zeit liegt und die außerdem infolge von Reiches mannhaftem Auftreten die wichtige Folge hatte, daß bald darauf (etwa Mitte Oktober) eine Kommission zur Untersuchung der Gefängnisse eintraf, bestehend aus dem Magdeburger Generalarzt B., dem Regierungsrat André (einem Mediziner) und dem Ingenieurmajor vom Platz v. L. Ihr durchaus ungünstiges

*) Kämpf wurde später aus dem Geschäftsführer seiner Firma ihr Teilhaber, starb aber bald. Ein Bild von ihm, das sich im Besitz eines Enkels befindet (Gemälde von Sieg, Lithographie von Fischer) zeigt ihn in der Tracht der vierziger Jahre; an dem fast ganz bartlosen Gesicht fallen neben dem üppigen, krausen Haar, das den etwa vierzigjährigen Kaufmann zunächst jünger erscheinen läßt, die offenen, guten Züge und die milden klaren Augen auf.

Urteil ist bekannt: trotzdem blieben die Gefangenen vorläufig noch in dem höchst ungesunden Inquisitoriate, da auf der Citadelle für sie kein Platz war und die in Berlin beschlossene Versetzung sich bis zum Ende des Winters verzögerte: man wartete auf milderem Wetter, weil der Stabsarzt eine Beförderung mit Extrapost — und zwar Tag und Nacht, ohne Unterbrechung!*) — teils in Anbetracht der Witterung, teils wegen der geschwächten Gesundheit der Gefangenen für unmöglich erklärt hatte.

Inzwischen starb (am 28. Januar 1838) Graf Hacke und drei Tage später auch der viel wohlwollendere zweite Kommandant, Major v. Bock. Hackes Nachfolger, Generalleutnant von Thiele, trat nicht in die Fußtapfen seines Amtsvorgängers, er sah in den Staatsgefangenen auch Menschen und behandelte sie sehr schonend und freundlich (II, 66).

Was Reuters Beschäftigungen in Magdeburg anlangt, so fuhr er zunächst noch eifrig fort, sich im Anschluß an seine Studien auf dem Silberberg (der Vater hatte ihm u. a. das Werk von Koppe dorthin geschickt) der Theorie der Landwirtschaft zu widmen. Er vertiefte sich sogar im Sommer noch in eine zwölfbändige Encyclopädie der gesammten ökonomischen Wissenschaften und trieb, seit er mit dem Mediziner Grashof zusammengezogen war, auch eine Zeit lang mit diesem Chemie. Allein sein Eifer für die graue Theorie erlahmte allmählich, denn wie sollte er z. B. die Einteilung der verschiedenen Ackerklassen kennen lernen, wie beurteilen, ob jetzt Zeit sei zu wenden oder ob es noch zu naß sei, da er kein anderes Feld sah als „den Sand im Spuckkasten und kein anderes Pferdegeschirr als wenn zum Gaudium der Nasen der Staatsgefangenen die Düngergruben ausgefahren wurden“ (II, 41). So bildete das Zeichnen bald sein einziges Vergnügen, besonders das Porträtieren, in dem er es schließlich zu einer gewissen Meisterschaft bringen sollte. Freilich nur langsam, denn die ersten Köpfe gelangen ihm wenig, wie wir aus einem von Gädertz (Reuterreliquien, S. 22 ff.) mitge-

*) Diese war die billigste, und die Gesundheit der Gefangenen konnte wohl nicht mit den Staatsausgaben in Vergleich gestellt werden, wie Reuter mit Hohn meint (Briefe II, 65).

teilten Brief des spätern Jesuitenpaters Haßlacher wissen. Reuter überraschte nämlich diesen Leidensgefährten zu seinem Namenstage im Juli mit einem Bild, zu dem jener allerdings nur zweimal gesessen hatte, das dafür aber auch nicht getroffen war, denn es hatte weder Haßlachers Augen noch seinen Mund und sah überhaupt zu alt aus. Der Maler fand das am nächsten Tage dann auch selber und wünschte seinen Genossen nun noch einmal zu zeichnen, aber größer. Sogar im Lazarett arbeitete er dann weiter, zumal sich hier bei der Langenweile die Wünsche und Aufträge mehrten. Einen größern Aufschwung nahm jedoch seine Kunst erst, als ihm von dem aufmerksamen Herrn Kämpf der bereits oben erwähnte Kasten mit Pastellstiften geschenkt worden war: er porträtierte jetzt „alles, was sich von ihm porträtieren lassen wollte, und alle, die mit ihm Umgang hatten; ja er glaubte fast, er könne bei weniger größerer Übung schon als Maler fungieren!“ (II, 41). Eine besondere Überraschung bereitete er dann zu Weihnachten seinem Vater, indem er ihm durch seinen Freund, den spätern Kommissionsrat Classen in Stavenhagen, sein eigenes Bildnis*) als Julklapp werfen ließ. Die Gefangenenfarbe des Malers mußte sich im Kolorit nicht schön machen, denn der Vater hatte mancherlei auszustellen, scheint sich indes nicht so erschrocken zu haben, wie der Dichter in der Festungstid es darstellt. Humoristisch übertrieben ist dort auch die Bitte um Verzeihung, die Fritz Reuter an alle Eltern, Schwestern und Brüder seiner Opfer richtet; denn die Ausübung seines Talenten hat ihm, wie in dem Januarbrief 1838 zu lesen steht, manchen Dank von seinen Kameraden eingebracht und noch reichlicheren von deren Eltern, da die meisten Porträts Weihnachtsgeschenke sein sollten und so an den Rhein und nach Pommern, nach der Mark, Sachsen und Westfalen gewandert waren. Auch glaubte er mit Gewißheit versichern zu dürfen, daß er sich von Stück zu Stück mehr vervollkommene, obgleich gerade der letzte seiner 16 Unglücksgefährten nächst ihm selber am wenigsten getroffen wurde. Der

*) In Kreide? s. II, 43; dagegen II, 49. Übrigens war das Gesicht aus einem Spiegel gezeichnet, der 3 Sgr. gekostet hatte, wie ein viel späterer Brief (aus Graudenz; II, 99) meldet.

Glanzpunkt seines Malertums war unbedingt „das Aufputrettieren von den Herrn Platzmajor“. Eine besonders wichtige und angenehme Folge von Reuters Malen aber war nicht bloß für ihn, sondern auch für die andern, daß es den Gefangenen manche Freiheit und eine von den vielen Hausregeln abweichende Behandlung verschaffte, wie der sonst für Reuter gerade nicht so sehr eingenommene Guittienne (de Franzos' Z.) bei Raatz, S. 99 hervorhebt. Auch dankten ihm mehrere von seinen Freunden damit, daß sie ihm am heiligen Abend 1837 ein sehr schönes Reißbrett nebst Schiene verehrten. Überhaupt muß sich gerade dies Weihnachtsfest recht angenehm für Fritz Reuter gestaltet haben, denn er war über Lisettens und des Vaters reiche Gaben „wirklich aus dem Häuschen, da er eher des Himmels Einsturz als so eine Überraschung vermutet hatte“ (II, 46). Auch aus Silberberg erhielt er von seinen alten Kameraden Geschenke, und zwar Drechslersachen aus ihrer eigenen Fabrik: an diesen mag auch der spätere Arzt Dr. Schultzeiß zu Wollmirstädt bei Magdeburg, der noch in den sechziger Jahren Reuter Beweise seiner Kunstfertigkeit zusandte, hervorragend beteiligt gewesen sein.

Daß Reuter in Magdeburg 16 Leidensgenossen hatte, ist oben bereits erwähnt worden. Hiervon sind über 10 mehr oder weniger bekannt, und zwar die meisten von ihnen durch die Bemühungen von Raatz, der sich mit den Graudenzer Kameraden freilich am ausführlichsten beschäftigt. Aber mehrere von diesen sind auch in Magdeburg mit Reuter zusammengewesen, nämlich Guittienne, Cornelius, Vogler und Schultze. Guittienne oder Z. (in Graudenz de Franzos' genannt) giebt sich in Magdeburg viel mit Prophezeien ab, jedoch nur mit geringem Erfolg, und wird schließlich als geisteskrank nach Berlin in die Charité gebracht. Dieser Darstellung Reuters hat Guittienne in einem Brief an Raatz (S. 95) zum teil widersprochen und unter Erläuterung der von dem Dichter angeführten Beispiele behauptet, daß seine Voraussagen wirklich prophetischen Träumen entsprungen seien. Sein Tiefsinn aber ist darauf zurückzuführen, daß Peter Haßlacher, mit dem er zusammen wohnte und der wegen einer unerwiderten Liebe die Medizin mit der Theologie vertauscht hatte, in seinem neuerwachten feurigen Glaubenseifer den ursprünglich

andere Denkenden schließlich ermattete und verwirrte. Cornelius (später Don Juan), der seine Zunge nicht recht im Zaum hat, ruft den oben wohnenden Leidensgefährten schon ganz früh die Nachricht von Wagners und Reinhardts Flucht zu und macht dadurch, wie es scheint, auch andere zu frühzeitig aufmerksam. Schultze (de Kapteihn) ist von Magdeburg her durch die kleinen Vorfälle mit seinem Militärbart und dem Demagogentitel bekannt, während Vogler (Kopernikus), der drei Jahre auf dieser Festung zugebracht hat, erst in Graudenz auftritt. Schomburgk wird in dem oben angeführten Brief Haßlachers (Gädertz, Reuterreliquien, S. 24) als Dichter erwähnt, dessen Verse bei Überreichung des Reuterschen Bildes unter feierlichem Schweigen gesprochen wurden. Über H . . . mann = Heinzmann (Kap. 9), Br . . . = Breuer und M . . . = Messerich (Kap. 10), den Gädertz fälschlich für Haßlacher hält, giebt Raatz, S. 135—7 interessante und eingehende Nachrichten. Bezüglich der Person Gr . . . s, d. i. Grashofs, sind dagegen Zweifel entstanden, ob unter ihm ein sonst unbekannter Würzburger Burschenschafter, der einige Jahre nach seiner Amnestie im Elternhause starb, oder Hermann Grashof zu Lohe in Westfalen, später in Lübeck, zu verstehen sei. Guittienne hat Raatz gegenüber (s. S. 135) aufs entschiedenste behauptet, daß nur der erste gemeint sein könne. Aber auch der zweite hat sicher mit Reuter zusammengewohnt und in Freud und Leid unwandelbar zu ihm gestanden; ohne die hülfreiche Hand dieses besten Freundes, den er außer Fritz Peters auf der Welt gehabt haben will, wäre der Dichter nach seiner eigenen Versicherung schon lange verdorben, gestorben*). Beide hatten sich wie viele Festungsgenossen lange Zeit aus den Augen verloren, bis sie sich im Jahre 1861 auf einer Reise Reuters durch Westfalen plötzlich wiedersahen**) und nun bis zum Tode Grashofs (24. September 1867) aneinander festhielten, wie ihr Briefwechsel beweist. Diesem biedern Freunde und treuen Leidensgefährten ist denn auch ein Jahr nach dem Wiederfinden die Festungstid gewidmet worden.

*) s. die beiden Briefe von Ende September 1867 an Vinke und Fritz Peters; Nachgelassene Schriften, XV, S. 234 und 235.

**) s. Wilbrandt, Fritz Reuters Leben und Werke, XIV, 78—9.

Eine ähnliche Rolle wie Grashof dürfte Louis König in Reuters Magdeburger Tagen gespielt haben, obgleich er weder in dessen Briefen an seinen Vater noch in der Festungstid vorkommt. Wir müssen dies aus dem Ton und dem Inhalt der beiden Schreiben schließen, die Fritz Reuter aus Graudenz an ihn gerichtet hat*). Besonders ist eine Stelle in dem zweiten zu beachten, wo von einer durch König empfohlenen Maßregel die Rede ist. Dieser suchte nämlich der Neigung seines Freundes zum übermäßigen Trinken durch bestimmte Ratschläge entgegenzuwirken, und wie er später der Witwe des Dichters versichert hat, wäre ihm dies auch gelungen, wenn er bei dem Arzt und dem Inspektor Unterstützung gefunden hätte (?). Reuter spricht nur einmal in seinen Magdeburger Briefen dem Vater gegenüber deutlich von seinem Übel (im letzten: II, 64); er versichert dort, daß er nur noch zuweilen Lust spüre, seine Vorsätze fallen zu lassen, aber zwei herrliche Mittel dagegen habe, die ihn bis jetzt nicht im Stich gelassen hätten, Arbeit und Gebet; so werde es ihm wohl mit Gottes Hülfe gelingen, „diesen seinen größten Feind“ zu überwältigen. König selbst muß im Frühsommer 1838 freigekommen und in seine Heimatsstadt Swinemünde zurückgekehrt sein, wo sein Vater Steuerrat war — ein alter Herr von sehr feinen Sitten, ernst und liebenswürdig zugleich, dabei voll Geistesgegenwart: so hat ihn Theodor Fontane aus seinen Jugenderinnerungen geschildert (Meine Kinderjahre, S. 96—7). Derselbe hat auch den in die Demagogenbewegung verwickelten Sohn nach seiner Freilassung kennen gelernt und teilt von ihm mit, daß er Mitte (muß heißen: Ende) der dreißiger Jahre als Erzieher zu den Kindern des Grafen Bninski gegangen, dort lange Zeit geblieben und Freund des Hauses geworden sei. Sein oft geäußerter Wunsch, auf dem Swinemünder Kirchhof begraben zu werden, habe sich dann schließlich auch erfüllt, als er infolge einer Nervenkrankheit später dies Seebad aufsuchte und dort

*) In der Anrede des ersten Briefes ist auch ein sonst unbekannter Jungklass genannt. Ausserdem scheint der spätere Redakteur der Leipziger Illustrierten Zeitung: Heinze, der dann geisteskrank wurde und bald starb, zusammen mit Reuter in Magdeburg gesessen zu haben, ebenso wie der Gutsbesitzer B.(?) in Hinterpommern (Brief an L. König vom Juni 1868).

starb. — Sechs Jahre vor seinem eigenen Tode ist Reuter infolge eines Schreibens von Königk mit ihm wieder in Briefwechsel getreten; aus diesem erhellt, daß Königk als „Quarantainesoldat“ von Pommern nach Posen gegangen war und sich dort schließlich mit einer lebenswürdigen Dame aus England verheiratet hatte. Er hat sich übrigens, durch seinen längern Aufenthalt in den polnischen Landesteilen und bei dem im Polenaufruhr 1846/8 genannten Grafen Bninski stark beeinflußt, im Jahre 1848 durch eine gegen den wackern Ernst Moritz Arndt gerichtete Broschüre: *Gerechtigkeit für Polen* (datiert vom 29. Mai 1848) in weitem Kreisen unliebsam bekannt gemacht und neuerdings wieder eine scharfe, aber — wie es scheint — gerechte Verurteilung in der Ostmark durch Liesegang erfahren*).

Damit dürfte so ziemlich alles vorgebracht sein, was über die Magdeburger Zeit und über die Magdeburger Gefährten altes und neues zu sagen ist. Es bleibt uns nur noch übrig, auf das Verhältnis des Dichters zu den Seinen kurz einen Blick zu werfen und damit einige oben gemachten Andeutungen zu ergänzen. Trotzdem Reuter in jenen Tagen wahrlich zu klagen hatte und das Interesse für sein Frei- oder Fortkommen eigentlich alles überwog, finden wir kaum einen Brief an seinen Vater, der nicht auf irgend eine Art seine Teilnahme an den fernen Lieben ausspräche. Er tröstet den Bürgermeister über die allzugroße Schweigsamkeit des alten guten Ernst, der sich — wie er richtig ahnt — vielleicht verliert habe, und er begrüßt dann später dessen Verlobung mit seiner Halbschwester Sophie freudig. Die Anfeindungen, denen der Vater in seinem Amt nach so vielen Seiten hin ausgesetzt ist, beunruhigen ihn, noch mehr sein Unwohlsein und ein Unfall, bei dem der Bürgermeister sich das Knie verletzt hatte. Dann erfreut ihn wieder, daß die Unternehmungen des Vaters glücken und daß er zwei neue Häuser in der Schulstraße bauen kann:

*) L. Königk, *Gerechtigkeit für Polen*. Sendschreiben an E. M. Arndt, als Entgegnung auf ein fliegendes Blatt: „Polenlärm und Polenbegeisterung“; Frankfurt a. M., Druck von Karl Adelmann, 1848. — Liesengangs Angaben über den „gewissen L. Königk“ sind übrigens lückenhaft und nur von problematischer Richtigkeit, wenn er mitteilt, dass Königk vor Jahren wegen Mitwisserschaft an einem Hochverrat (!) in Magdeburg gefangen gehalten worden sei.

das kleine Stavenhagen steigt da wieder aus seiner Erinnerung auf, und er fürchtet nur, sich bei seiner Heimkehr dort garnicht mehr ohne Cicerone zurechtfinden zu können. Am hübschsten aber ist und zugleich von naivem Humor, wie er mit seinen Festungsgenossen am 26. Juli (dem Geburtstage des Vaters) alles mögliche zur Verherrlichung dieses Tages aufsucht (II, 27): „Der eine sagte: es ist Jakobitag; der andere: an diesem Tage hört der Kuckuck auf zu rufen; der dritte sagte: heute geht bei uns die Jagd an; der vierte: heute ziehen bei uns die Dienstleute um; der fünfte, und der war Dein gehorsamer Sohn, sagte: heute kocht meine Schwester Lisette Schöpsenfleisch und Weißkohl, worüber denn weidlich gelacht wurde; als ich aber die Erklärung dazu gab, daß heute meines Vaters und meiner Mutter Geburtstag wäre, hatte ich alle aus dem Felde geschlagen“.*)

*) Mehr Raum hat mir leider nicht zur Verfügung gestanden. Die Fortsetzung und der Schluss dieser Arbeit, welche noch die Abschnitte: Graudenz; Dömitz; Heidelberg und Jabel; das Unterhaltungsblatt umfassen, sollen wenn möglich in Zeitschriften erscheinen.





